

Interkulturell International Integrativ

Herausgeber: InForum e.V. Freiburg

Portrait



Warum man Gedichte auf Kurdisch träumt und am Morgen auf Arabisch schreibt, erzählt der Dichter und Fotograf Mekdad Khalil
 ►► Seite 3

SCHWERPUNKT

PERSPECTIVWECHSEL

Wer sind die neuen Kosmopoliten? Wie fühlt sich heute eine kolumbianische Freiburgerin in Kentucky? Weshalb baut die Gesellschaft bizarre Mauern und wieso feiert sie Karneval? Warum immer weniger Berichte über deutsche Tatverdächtige?



►► Seiten 4–11

Stadtleben

MMB Wahl, Wohnen wie im Dokumentarfilm, ein InOrt, wo Kaffee gut riecht, ein Stadtpatron und die Auflösung zum Rätsel des fliegenden Fisches
 ►► Seiten 12–15



▲ Schauen, staunen, innehalten

Foto: kwasibanane

სხვა თვალსაზრისით Z innej perspektywy Cambiamo prospettiva تغيير المنظور
 зміна перспективи αλλαγή οπτικής γωνίας Промяна на перспективата İyípadà ìrísí
Mgbanwe echiche **ANDERSRUM** Change of perspective Perspektif değişikliği
 cambio de perspectiva Daga wani ra'ayi с другой точки зрения

Es geht alles andersrum, nicht wie in den »normalen« Medien. Migrant*innen fallen kriminellen deutschen Betrügern zum Opfer (S.2); geflüchtete Menschen versuchen verzweifelt trotz aller Hürden zu arbeiten; ein stolzes Bobbele darf nur in den USA wählen (S.9); man soll sich mit einer *Cordone Sanitario* vor rechtsextremem Gedanken schützen, obwohl es keine Maskenpflicht mehr gibt (S.5); ein türkisch-kurdischer Kulturanthropologe erklärt den Deutschen ihre exotische

Bräuche (S.11), und man fabuliert über Fastnacht im Mai. Ist das nur eine lustige Umkehrung aller festen Konzepte und Floskeln, wie es im Karneval üblich ist?
 Nein, wir stellen nicht alles auf den Kopf, sondern vom Kopf auf die Füße. So ist die Welt – aus einer anderen Blickrichtung, aus der die Realität auch weniger trostlos aussieht.
 Ein Perspektivwechsel ist notwendig! Denn wer die Dinge aus historischer Perspektive betrachtet, kann aus den Erfahrungen frühe-

rer Generationen Inspiration und Kraft für die Zukunft schöpfen. Und wenn man den Blick um 180 Grad dreht, sieht man, dass Migration kein Problem ist, sondern ein Teil der Lösung für viele Probleme unserer Gesellschaft (S.4). Ohne Migrantinnen wären Krankenhäuser, Pflegeheime, Supermärkte und Restaurants personallos. Wir sind unverzichtbar (S.6), und man weiß es, nur spricht man nicht darüber.
 Perspektiven können auch ausgetauscht werden. Wenn ich die

Welt nur kurz mit deinen Augen sehe, kann ein Dialog entstehen, außerhalb der eigenen Blase (S.9)
 Auch andere Themen dieser Ausgabe, die nicht zum Schwerpunkt gehören, können aus verschiedenen Blickwinkeln diskutiert werden.
 Wer oder was macht Kaffee besonders gut (S.14)? Ob man Gemütlichkeit braucht, um sich glücklich zu fühlen (S.16)? Und auch wenn Ihr nicht immer einer Meinung seid, Focaccia auf Toskanisch kann man immer noch zusammen backen.

Im Pressum

Herausgeber: InForum e.V. Freiburg
ViSP: Viktoria Balon

Redaktion: Ketevan Bakhia, Viktoria Balon, Kirill Cherbitski, Susanne Einfeld, Murat Küçük, Carmen Luna, Naemi Ntanguen, Alexander Sancho-Rauschel, Gerd Süßbier, Irene Pacini

Projektleitung: Jan Keetman

Praktikantinnen: Cora Wenz, Greta Heitmann

Grafik, Layout: Reinhardt Jacoby (kwasibanane)

Lektorat, Korrektorat: Susanne Einfeld,

Kontakt zur Redaktion:
inzeitung@googlemail.com

Die InZeitung erscheint dreimal jährlich und wird als Beilage der Wochenzeitung *Der Sonntag* zusammen mit dem *Amtsblatt* kostenlos an alle Haushalte im Stadtgebiet verteilt. Die InZeitung ist auch bei der Bürgerberatung im Rathaus erhältlich.

Ausgabe vom 10. Mai 2025
Auflage: 112 500
Druck: Freiburger Druck GmbH

Aktuelle Nummer, Archiv und mehr:



www.inzeitung.de

Liebe Leser*innen:

- Ab 18€ Jahresbeitrag können sie die InZeitung abonnieren und für verlässliche Planung und langfristige Absicherung der Zeitung sorgen. Die InZeitung kommt immer zu Ihnen nach Hause.
- Mit einer Spende ab 100 € tragen Sie aktiv zur Mitfinanzierung der nächsten Ausgabe bei.
- Auch kleine Beiträge helfen die InZeitung zu erhalten.

Spendenkonto:
InForum e.V.
Sparkasse Freiburg-Nördlicher Breisgau
IBAN DE55 6805 0101 0013 3881 59
BIC FRSPDE66XXX



Leser*innenbriefe

geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Im Falle einer Veröffentlichung behält sich die Redaktion Kürzungen vor. Nicht alle Zuschriften können veröffentlicht werden.

- Glückwunsch zur neuen Ausgabe »Friburgo italiana« – sehr informativ, vor allem die »Zeitreise« von Irene Pacini und der Artikel über das Wahlverhalten der italienischen Freiburger*innen von Andrea Burzacchini. Birgit Woelki
- Liebe Macher:innen der InZeitung. Ihnen ist mal wieder ein Glanzstück gelungen! Unterhaltsam UND informativ wird das Friburgo italiana lebendig. Großartig! Ein Geschenk! Danke. Peter Koderisch
- Am Samstag 7.12.24 wurde mit »Der Sonntag« und »Amtsblatt der Stadt FR« wieder eine Ausgabe der InZeitung verteilt.

Danke dafür und Gratulation dazu! Außer einem ehrlichen generellen Lob für diese Italien-Ausgabe habe ich eine kritische Frage: Warum wird gar nicht erwähnt, dass mit Frau Costanzo eine italienisch-deutsche Politikerin frische Abgeordnete im EU-Parlament ist? Als einfacher Bürger habe ich sie vor der EU-Parlamentswahl bei einer Wahlkampf-Veranstaltung erlebt und hatte den Eindruck, dass Interkulturelles aufgrund ihrer Biografie ein Thema für sie ist. Das hätten Sie als Redaktion sicher in ihre Italien-Ausgabe integrieren können, ohne von dummen Dritten den Vorwurf des Wahlkampfs für die Partei von Frau Costanzo abzukriegen?! In diesem Sinn wünsche ich Ihnen etwas mehr Mut für die nächsten Ausgaben!
PS: Wenn Ihnen wider Erwarten die Themen ausgehen sollten, ma-

chen Sie doch mal eine Ausgabe zu Deutschen, die aus anderen deutschen Regionen als Südbaden in die Stadt FR gekommen sind und in x Jahren hier y Erfahrungen gemacht haben?! Vor ca. acht Jahren bin ich freiwillig aus NRW nach FR gezogen. :-) Friedhelm Keil

Da ist euch so ein schönes Heft gelungen! Habs mit Freude gelesen! Vor allem der Bericht von Irene Pacini – sehr gut! Und dass Teresa Baronchelli erwähnt wurde, war auch ein Highlight. Ihr gebührt so viel Respekt. Sie hat sich unermüdlich eingesetzt, war für alle da, immer ein offenes Ohr. Sie gehört zu den Personen in meinem Leben, denen ich zutiefst dankbar bin. Euer Heftchen werde ich aufheben! Es ist große Klasse! Ich finde, zu diesem Thema könnte man auch ein Buch machen.
Ute Bales

Vorsicht Falle!

Geflüchtete Menschen fallen kriminellen Betrügern zum Opfer

Von Cornelia Minor

Wer in Freiburg und näherer Umgebung dringend nach bezahlbarem Wohnraum sucht, kommt oft an den Rand der Verzweiflung. Besonders schwierig ist die Situation für Migrant*innen und Geflüchtete. Diese Not wird leider gern von Betrügern ausgenutzt. Da finden sich auf den Seiten diverser Immobilienanbieter immer wieder Angebote für eine frisch renovierte, bestens ausgestattete Wohnung in optimaler Lage zu einem unschlagbar günstigen

Preis! Diese Indizien deuten auf einen Betrug hin:

- Eigentümer wohnt im Ausland (vorzugsweise Spanien).
- Er/Sie hat eine angebliche Immobilienagentur oder booking.com mit der Vermietung beauftragt. Man bekommt keine Kontaktdaten, sondern soll eine Website aufrufen. Diese Agenturen existieren allerdings nicht, und Booking.com vermittelt nur Hotels und Ferienwohnungen.
- Vor einer angebotenen Besichtigung sollen an diese Agentur eine Kautions- und eine Monatsmiete gezahlt werden. Das Geld wäre sicher aufgehoben und würde zurückgezahlt, falls die Wohnung nicht gefällt. Ein

solcher Vorschlag ist illegal. Zahlungen dürfen nur nach Abschluss eines gültigen Mietvertrags gemacht werden. Niemals irgendwelche Vorauszahlungen leisten, das Geld wird auf Nimmerwiedersehen verschwinden. Gerade Geflüchtete, die sich mit dem Mietrecht nicht auskennen und von seriösen Mietern leider oft abgelehnt werden, können leicht Opfer solcher Betrügereien werden. Deshalb ist es so wichtig, sie darüber aufzuklären!

Cornelia Minor ist aktiv bei der Deutsch-Ukrainische Gesellschaft und engagiert sich für Geflüchtete aus der Ukraine.

Fotos von Mekdad Khalil (v.l.n.r.):

▼ [1] Der Schlaf, Izmir 2016 [2] Ein Mann steht still unter einer Brücke, Izmir 2016
Müllheim, Flüchtlingsunterkunft 2024 [4] Ein Fenster hängt über der Stadt, Izmir 2016



Von Jan Keetman

Die Fotografien von Mekdad Khalil wirken wie Zitate aus nie gedrehten Filmen: Drei Männer sitzen auf einer Bank. Ein älterer mit Wollmütze ist eingenickt, unter ihm schläft auch sein Hund. Ein jüngerer blättert aufmerksam in seinem Pass. – Eine junge Frau sieht in einen kleinen Schminkspiegel, ein Auge ist verbunden. Der Junge neben ihr sieht nicht hin. – Der Vorbau eines Fensters hängt etwas lose über der Silhouette einer orientalischen Stadt. Immer hat etwas schon angefangen und ist noch nicht zu Ende erzählt.

In unerwarteter Weise haben Mekdad Khalils Fotografien tatsächlich etwas mit Filmen zu tun. Khalil erklärt es so: »Als Kind haben mich Filme begeistert, doch wo ich herkam, gab es keine Möglichkeit, Filme zu machen oder als Regisseur zu arbeiten«. Also griff Khalil in jungen Jahren zur Schwarzweißkamera. Das heißt, er tat es, sobald sich eine Gelegenheit ergab. Die erste Kamera war nur von einem Freund geliehen. Auch der Freund hatte sie geliehen, nämlich von einem Onkel, der aus Schweden zu Besuch war. Den Film musste ein anderer Freund besorgen, der in der Ukraine studierte. Wer nur ganz wenige Bilder machen kann, der denkt lange nach, bevor er auf den Auslöser drückt. Das sieht man seinen Fotografien bis heute an.

Geboren wurde Mekdad Khalil in der kurdischen Kleinstadt Amûdê,

am nordöstlichen Rand Syriens, nur einen Katzensprung entfernt von der mit Stacheldraht, Wachtürmen und Minen streng gesicherten Grenze zur Türkei. Die Grenze trennt nicht nur zwei Staaten, sondern auch Familien, die oft Cousins und Cousins auf beiden Seiten haben. Auf der türkischen Seite ragen die Kalksteinfelsen des Tur Abdin schroff auf und auf ihnen thront die prächtige Stadt Mardin. Auf der syrischen Seite wiegen sich kleine Orte in einem Meer aus grünen Feldern. Die mesopotamische Ebene beginnt.

Gefragt, an was er sich in seiner Geburtsstadt zuerst erinnern würde, fallen Khalil lange Nächte ein, die er mit Freunden verbracht

hat, »bis zum Sonnenaufgang«. Etwas von diesen Nächten findet sich auch in Khalils Gedichten:

*Die Brüder jagten ein Leuchten
von Glühwürmchen,
die langsam durch die laue Luft
zogen –
immer wenn sie eines fingen,
floh sein Licht*

Der Ort, der ihn in Amûdê vor allem einfällt, ist der Friedhof der Stadt. Dort, wo der ruhige und zugängliche Ort für die Jugend-

► Selfie. Foto: Mekdad Khalil



Fotograf und Dichter

Mekdad Khalil, ein Kurde aus Syrien

und Bertolt Brecht. Khalil mochte die Einfachheit von Brechts Lyrik. Ein Heft mit Gedichten von Brecht trug er immer bei sich. Es war vor allem diese übersetzte Literatur, die ihn am meisten ansprach. Und die kurdische Literatur?

Khalil winkt ab. Natürlich erzählen die alten Leute in der Familie auch Geschichten auf Kurdisch und das habe ihn auch beeindruckt. Doch Kurdisch schreiben und lesen konnten sie nicht. Kurdischer Unterricht war streng verboten. Wer trotzdem heimlich Kurdisch unterrichtete,

wurde inhaftiert. Das Singen auf Kurdisch war in vielen Fällen verboten (insbesondere bei ernsten Liedern), weshalb der berühmte kurdische Sänger Mohammed Sheikho mehrfach inhaftiert wurde. Seine Gedichte habe er oft in seiner Muttersprache, dem Kurmandschi-Dialekt des Kurdischen, geträumt und dann am Morgen auf Arabisch aufgeschrieben.

Khalil schrieb nicht nur Gedichte. Er arbeitete vier Jahre lang als Lektor und Redakteur der arabischen Ausgabe der *Huffington Post*, die jetzt *Arabi Post* heißt. Außerdem arbeitete er vier Jahre lang für den Radiosender *Arta FM* und schrieb in dieser Zeit Drehbücher für Radiosendungen.

Khalil sieht die neue Regierung in Damaskus als sowohl nationalistisch als auch islamistisch an. Die führende Partei HTS (Komitee zur Befreiung Syriens) sei aus der islamistischen *An-Nusra Front* hervorgegangen. Deren Terror habe man erlebt, als die *An-Nusra Front* während des Bürgerkrieges die kurdische Stadt Ras al-Ain einige Zeit besetzt hielt. Später wurde Ras al-Ain von kurdischen Truppen befreit, die einige Jahre später von der türkischen Armee und deren islamistischen Verbündeten nach zähem Kampf vertrieben wurden. Die kurdische Minderheit in Syrien sitzt wie in einer Falle, zwischen türkischen und arabischen Nationalisten und sehr gewalttätigen jihadistischen Gruppen.

Darauf angesprochen, sagt Khalil, er habe die Massaker an der alawitischen Minderheit Anfang März aus den Medien sehr genau verfolgt und auch Facebook-Freunde aus der Küstenregion hätten ihm davon berichtet.

Nach einer sehr beschwerlichen Reise lebt Khalil seit einem Jahr und neun Monaten in Deutschland. Die beiden Söhne, 9 und 16 Jahre alt, gehen auf die Schule, seine Frau Jwana hat Sprachkurse absolviert und bereitet sich auf eine Ausbildung vor. Die Volkshochschule hat Khalils Bilder ausgestellt und er hofft auf weitere Ausstellungen in Mülheim und Badenweiler. Er ist ein Mensch, der sein ganz eigenes Talent und seine besondere Geschichte nach Deutschland gebracht hat.





Vergiss die Zukunft nicht

Von Timur Abramovich

Nicht so lange her war die Zeit, die wir jetzt mit dem Aufblühen der Demokratie und der Gesellschaft assoziieren. Die vieles veränderte und die gängigen Formen der Erfahrung und des Zusammenlebens umgestaltet hat. Die Zeit, wenn, wie man damals sagte, ein Strand unter dem Pflaster plötzlich spürbar wurde, für viele zum ersten Mal.

Diese Zeit rund um 1968 hat auch eine andere Seite gehabt. Der brutale Umgang mit Demonstrierenden, ultrakonservative Reaktionen in der Politik, Hetzerei in den Medien. Man ging auf die Barrikaden, besetzte Theater und Unis, nicht einfach um ein spannendes Spektakel mitzuerleben. Man tat es, weil einem das Wasser schon bis zum Hals stand, weil das Gesellschaftsleben in bisheriger Form unerträglich war. Hinter dem Eisernen Vorhang rollten russische Panzer in die Tschechoslowakei und als Protest gegen die Okkupation verbrannte sich alle paar Wochen in Prag öffentlich ein Mensch, 26 Personen insgesamt. Es ging schon bereits seit mehreren Jahren hinab. Als Allen Ginsberg »Ich sah die besten Köpfe meiner Generation zerstört vom Wahnsinn« schrieb, hat er es ernst gemeint, noch 1955. Zwei Jahre später marschierten russische Truppen in Ungarn ein, vier Jahre später chinesische in Tibet. Keine der Demokratien der Weltgemeinschaft hat etwas ernsthaft dagegen getan. Internationale Hilfe blieb aus, man wollte keinen Konflikt mit den Diktaturen. Was gar nicht verhindert hat, dass zwei Jahre später eine russische Submarine in der Karibik nur knapp davor war, Nuklearraketen abzufeuern und damit den dritten Weltkrieg zu starten.

Wie kommt es denn, dass wir so eine Zeit jetzt rückblickend als Quelle des Aufschwungs und der Hoffnung sehen, warum ist sie von der dunkelsten zu den besten Seiten der jüngeren Ge-

schichte geworden? Weil diese Zeit auch so war. In den USA, damals, bei Massendemonstrationen gegen Rechts in Chicago, Tausende waren von der Polizei eingekesselt, es ging brutal zu. Gleichzeitig in einem Nebengebäude haben Vertreter der Demokratischen Partei ihre Tagung abgehalten, fast eingesperrt. Sie konnten die Gewalt der Sicherheitskräfte nicht stoppen, die Macht gehörte den Republikanern. Und es geschah so, dass die ganze Nacht das Licht im Hochhaus rhythmisch ein und aus ging, nur durch diesen Flackern konnten Demokraten der Menschenmenge signalisieren: »Wir sind da, wir sind mit Euch!«. Es gab eine echte Umbruchstimmung, »Es reicht jetzt!« war eine allgemeine Parole. Und es gab eine Zukunft. Keiner der Protestierenden von damals käme auf die Idee, sich *Die letzte Generation* zu benennen. Keiner fabulierte erschrocken über das Ende der Welt, obwohl ein solches Ende in vielerlei Hinsicht viel näher war, als jetzt. Eher sah man sich als die erste Generation, die ein echtes Leben wagte.

Wir brauchen einen Perspektivwechsel. Warum so ein Überschuss von Hoffnung und Energie damals, bei unvergleichbar schlechteren Startbedingungen? Warum so viel Ohnmacht heute? Letztlich können die Rechtsgesinnte nur so weit gehen, wie wir es zulassen. Und gehen sie viel zu weit, dann geschieht es, weil wir es zugelassen haben. Es lohnt also zu einem Optimismus zurückzukommen, insbesondere wenn man oft aufbrechen muss, weil ein altbekannter Nachbar schon wieder heimlich versucht, den öffentlichen Strand mit seinem Pflaster zu überdecken. Woran Allen Ginsberg uns in einem späteren Text mit dem treffenden Titel *Kosmopolitische Grüße* erinnert: Vergiss die Zukunft nicht, remember the future.

¹ Norman Mailer »Nixon in Miami und die Belagerung von Chicago« (Rowohlt, 1969)

Migration ist Teil der Lösung

Lassen Sie uns über eine neue Rhetorik der Migration nachdenken

Von Myriam Alvarez

Apromos Perspektivwechsel: Vielleicht müssen wir Migration nicht als Problem, sondern als Teil der Lösung struktureller Probleme, wie demographische und technologische Veränderungen, betrachten.

Seit einigen Jahren wird Migration nicht nur von Politikern, sondern auch von verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen als Problem gesehen. Die derzeitige Rhetorik über Migration ist Teil einer sich selbst suchenden Gesellschaft, die sich in der Vielfalt und den Chancen, die Migration für eine nachhaltigere Zukunft mit sich bringt, nicht wiederfinden kann. Daher ist nicht die Migration das Problem, sondern die Art und Weise, wie sie von der Gesellschaft wahrgenommen wird. Diese negative Haltung gegenüber der Migration ist in ganz Europa, in den Vereinigten Staaten und in anderen Teilen der Welt zu beobachten. Seit die neue Regierung in den USA an die Macht gekommen ist, sehen wir auf Videos und im Fernsehen Bilder von Migranten, die angegriffen, kriminalisiert und terrorisiert werden und wie ihre Grundrechte missachtet werden.

Aufgrund dieser Situation kam es am dritten Februar in den gesamten Vereinigten Staaten zu einem Streik der MigrantInnen. Geschäfte von Migranten öffneten nicht, und viele von ihnen erschienen trotz ihrer Arbeitsverträge nicht bei ihrer Arbeit. Die Organisatoren sprechen davon, die Aktion monatlich zu wiederholen, bis der Gesellschaft als Ganzes den wichtigen Beitrag

Tausender Migranten zur Gesellschaft bewusst wird.

Der dieser Aktion zugrunde liegende Gedanke, den Beitrag der Migration sichtbar zu machen, ist nicht nur in den USA ein Thema. Für viele in Europa und bei uns in Deutschland ist immer noch nicht klar, was ohne Migrantinnen geschehen würde: Die Lähmung des öffentlichen Nahverkehrs, der Krankenhäuser, der Altenheime, der Supermärkte sowie der Restaurants, um nur einige Auswirkungen zu nennen, wären verheerend. Wir müssen das migrationsfeindliche Narrativ ändern und durch einen neuen Diskurs ersetzen, in dem die Bedeutung der Migranten und vor allem die Anerkennung ihres Beitrags zur Gesellschaft deutlich gemacht wird.

Es braucht mehr Respekt und Anerkennung des Beitrags, den die Migration für Deutschland leistet. Dazu sollten wir die Art und Weise ändern, wie wir Migration betrachten. Wir brauchen eine neue Wahrnehmung von Migration, die die Leistungen aller einschließt, die wegen Arbeit, politischer Verfolgung, Krieg, oder Klimakatastrophen einreisen.

Migration wird derzeit nur unter zwei Aspekten betrachtet: Zum einen als Sicherheitsfrage und zum anderen als Lösung für den Fachkräftemangel. Wir brauchen stattdessen eine Vision, mit der wir Migration konstruktiv und nachhaltig weiterentwickeln können. Nur wenn wir Migrant*innen und ihre Leistung anerkennen und wertschätzen, können wir eine nachhaltigere Gesellschaft aufbauen, in der Vielfalt als Stärke und nicht als Bedrohung gesehen wird.

Cordone sanitario

Von Irene Pacini

Gerade, wenn die Situation in Deutschland besonders brisant wird, guckt frau mit Migrationshintergrund immer wieder gespannt, was die Zeitungen in der alten Heimat darüber berichten. Meistens ist der Zugewinn bescheiden, die Beiträge kaum mehr als eine Zusammenfassung der deutschen Leitmedien. Manchmal jedoch liefert die interkulturelle Zeitungsliteratur durchaus erfrischende Erkenntnisse. So neuerdings zum Thema *Brandmauer*.

Die Erfrischung war erst einmal rein sprachlicher Art. Denn in der italienischen *Repubblica* war nirgendwo von Bränden und Mauern die Rede, sondern von einem *cordone sanitario*, wörtlich: Infektionsschutz-Absperrung. Wie bitte? Wer hat das denn übersetzt? So meine erste Reaktion, ich bin schließlich selbst vom Fach. Meine Neugier war geweckt. Noch einige Klicks und schon wusste ich es besser. *Cordone sanitario*, *cordón sanitaire*, *cordón sanitario* – auch *Le Figaro* und *El País* schlugen bei ihren Titeln in dieselbe Kerbe. In romanischen Sprachen ist die Brandmauer also standardmäßig zur Hygienemaßnahme geworden. Wie kommt es? Mag sein, dass man dabei an den *cordón sanitaire* zwischen Europa und der Sowjetunion nach dem 1. Weltkrieg gedacht hat (so die Interpretation von Wikipedia); oder eben an die Absperrungen in der Coronazeit (so meine eigene). Fest steht für mich: Der Begriff regt zum Nachdenken an.

Eine Brandmauer suggeriert ja, dass man sich vor rechtsextremem Gedankengut durch irgendwelche technischen Maßnahmen schützen kann. Und wenn es mal nicht klappt, dann liegt es eben an der falschen Technik. Oops, zu wenig Beton. Oops, der Maueraufbau war nicht normkonform. Wie immer, sind die (Politik)-Handwerker schuld. Anders beim *cordone sanitario*. Da weiß man sofort: Rechtsextremismus ist eine Mensch-zu-Mensch-Ansteckung, wie Corona oder die spanische Grippe. Wer sich davor schützen möchte, kann nicht nur auf Hilfe von oben hoffen, sondern muss erst einmal selbst aufpassen. Und das Tag für Tag, denn eine angeborene Immunität gibt es hier genauso wenig wie bei Covid-19. Die Rezeptoren für dieses hakenkreuzförmige Virus besitzen wir alle, ob es uns gefällt oder nicht. Solidarität und Toleranz sind kulturell erworbene Fähigkeiten, die ganz schnell schrumpfen, wenn einem ständig vorgelebt wird, dass es auch ohne geht.

Da heißt es also (wieder) wie in der Pandemie: gesund leben, sich regelmäßig mit den probaten Vakzinen Mitgefühl und Menschlichkeit boostern lassen und bei hoher Ansteckungsgefahr einfach Kontakt vermeiden. Die Lage in Deutschland, ja in der ganzen Welt beweist: Dass Omis und Opas schon einmal die Krankheit durchgemacht haben, hilft auf jeden Fall nicht.

Expats

Migrantsbegriff Umgekehrt

Von Vera Bredova

Expat ist jemand, der im Ausland lebt und arbeitet, sagen die Wörterbücher. Um *Expat* im heutigen Sinne des Wortes zu sein, braucht man Bildung, einen gefragten Beruf, Englisch und den Wunsch nach internationalem Umfeld. Für *Expats* ist Migration kein Drama, sondern Normalität oder sogar Glück. Sie sind auch nicht in der »eigenen« nationalen community gebunden. Sie sind neue Kosmopolit*innen, Bürger*innen der Welt, ohne Nostalgie und ohne große Verpflichtungen, von Anpassung ganz zu schweigen. Hier arbeiten – ja, Steuer zahlen – selbstverständlich. Lokale Medien? Je nach Inhalt, gibt es genug andere. Respekt vor der deutschen Gesellschaft – ja, aber falls hier Fremdenfeindlichkeit herrschen wird, geht man in ein anderes Land, um dort zu leben, und wenn Deutschland dann an Arbeitskräftemangel zugrunde geht, ist es sein Problem.

Es ist keinen Spaß, in Deutschland *Migrant* zu sein. Deshalb wird die *Expat*-Identität immer verbreiteter, und die internationale Gemeinschaft von *Expats* wächst. Sie gibt das Gefühl der Zugehörigkeit, die unsere Gesellschaft offensichtlich nicht gibt.

Allein bei whatsapp *Expats Freiburg* sind rund tausend Leute im Chat, es gibt mittlerweile

über 100 Gruppen: Culture junkies, coffee picnics, poetry circles, deep talk, party animals, astronomy, drinking buddies, sauna and ice bathing... Man hilft sich gegenseitig bei allen möglichen Themen, vom VAG-Streik bis zu akuter ärztlicher Hilfe ohne Versicherung. Und man trifft sich.

Ich wähle *Coffee Picnics*. Das Café, in dem wir sitzen, ist keine gute Wahl für Kaffeeliebhaber, es scheint primär um die Kommunikation mit Ihresgleichen zu gehen. Es ist jedoch ein bisschen wie ein Vorstellungsgespräch, Ziel der Gruppe ist es ja, sich kennenzulernen. Ein Italiener hat ein Jahr in China studiert, und etwas Mandarin gelernt, schafft hier als Maschineningenieur; ein Franzose arbeitete zwei Jahre in Budapest, er spricht vier Sprachen. Allgemein sprechen alle viele Sprachen, nur Deutsch nicht so gut. Ein Algerier hat von dem Krieg geflüchtet in der Ukraine Medizin studiert, nach seinem Deutschkurs fängt er an, als Arzt zu arbeiten; eine Frau aus Osteuropa studierte in England und USA und ist jetzt hier an der Uni. Politische Themen scheinen in diesem Café gemieden zu werden, vor allem, wenn zufällig eine Russin und eine Ukrainerin mit am Tisch sitzen. Als eine Demonstration gegen die Bezahlkarte für Geflüchtete an unserem Tisch vorbeizieht, möchte man am liebsten den Platz wechseln:

»Das wird zu laut.« »Ist diese Demo für oder gegen Migrant*innen?«, fragt mich der Algerier. Ich erkläre. »Eigentlich sollten wir uns anschließen«, sagt er unsicher... Wären sie Migrant*innen, würden sie in verschiedene Schubladen gesteckt: Doktorand*innen, qualifizierte Gastarbeiter*innen oder politische Flüchtlinge – hier sind sie einfach »Menschen, die in einem anderen Land leben.«

Natürlich ticken auch *Expats divers*, gerade in der Frage der Partizipation. Es gibt z. B. die whatsapp Gruppe *Volunteering* mit 409 Mitgliedern.

Bin ich ein *Expat*? Jein. Obwohl dies alles meiner Persönlichkeit und Philosophie entspricht, will ich mich nicht von Migrant*innen distanzieren. Mein Weg war ein migrantischer, leider bin ich zu früh hierher gekommen, um die Leichtigkeit des Expatslebens zu genießen: Deutschland und Europa waren weniger offen. Und mir ist nicht mehr wurscht, was mit Deutschland passiert, ich will nicht, dass es dorthin rollt, wo das Land meiner Kindheit jetzt ist. Ich wünsche uns allen, dass Deutschland weiterhin weltoffen bleibt, auch damit die *Expat*-Kultur hierzulande weiter blühen kann.

■ **Bemerkung für Expats:** Als ich erzählte, dass ich Journalistin bin, sagte man mir: »Wahrscheinlich schreibst du über uns?«. Das habe ich auch getan, ohne Namen. Gibt es noch mehr zu erzählen? Wir sind gespannt auf eure Geschichten.

Für Expats ist Migration kein Drama.
Foto: Carlo - stock.adobe.com





Unverzichtbar

Interview mit Emeka Udemba und Joe Mmeh

Das Gespräch führte Naemi Ntanguen

Was ist die Kernidee von German-Africa Insight?

Joe Mmeh (JM): Wir wollen einen Perspektivwechsel fördern: Stereotype gegenüber Menschen aus Afrika und Migrant*innen allgemein bekämpfen. Als die CDU vor der Wahl im Februar ihre Gesetze vorstellte, gab es im Internet einen halb scherzhaften, halb ernsten Aufruf zum Migrant:innenstreik, damit die Bevölkerung sieht, wie unverzichtbar Migrant:innen sind. In den Krankenhäusern, in den Betrieben etc ... die Taxifahrer z.B. sind zu 95 Prozent Migrant:innen. Wir Migrant:innen sollten nicht jammern, sondern offensiv werden, Lösungen aufzeigen.

Emeka Udemba (EU): Bei unserer ersten Veranstaltung aus der Reihe *Afrika in Deutschland – Sichtbar unverzichtbar* am 8.3. mit Gabi Rolland, Landtagsabgeordnete, ging es genau darum. Mit dieser Reihe wollen wir die wichtigen Beiträge der afrikanischen Diaspora in Wirtschaft, Politik, Wissenschaft und Kultur sichtbar machen. Dabei sollen bestehende Klischees hinterfragt werden.

JM: Es gibt viele Beispiele dafür, wie stark Vorurteile in Deutschland immer noch sind: Da kommt man in die Praxis eines Professors, sieht einen Schwarzen und fragt: Wo ist dein Chef? Oder eine neu eingestellte Ingenieurin möchte, dass man ihr das neue Büro zeigt, und man zeigt ihr den Putzraum im Keller. Perspektivwechsel heißt auch, die Deutschen für die Vielfalt der afrikanischen Diaspora zu sensibilisieren.

EU: Natürlich gibt es auch andere Afrikaner, ebenso wie Deutsche, auch Kriminelle – es wird immer Ausnahmen geben, aber die Vorurteile richten sich gegen alle Afrikaner.

Ihr hattet mal das Projekt »Changing Africa's Narrative«. Also geht es euch darum, das gesamte Bild, nicht nur von Afrikanern, sondern auch von Afrika zu verändern?

JM: Auch in dem Punkt geht es darum, die Perspektive zu verändern. Ich habe mal am Europatag in einem unserer Workshops für Jugendliche gefragt: Was weißt du über Afrika? »Kriege, Armut, blablabla.« Und welche Berührungspunkte hast du mit Afrika? Keine. Aber hast du ein Handy?

Weißt du, woher 80 Prozent des Kobalts kommen? Ohne Kobalt kein Handy. Und ohne Kakao aus Ghana, Elfenbeinküste keine Schokolade, also ist Afrika bei dir!

EU: Und Afrika hat noch mehr Ressourcen. Wir machen sie erfahrbar und sichtbar: durch Kunst, Literatur, Aufklärung über die Folgen von Kolonialisierung, Rassismus und Flüchtlingsklischees. Das tun wir unter anderem jedes Jahr mit der *Africa Week*. Die nächste heißt *Africa Week Germany* und wird nicht mehr nur mit Experten aus unserem Dreiländereck stattfinden, sondern es werden Experten aus ganz Deutschland eingeladen. Die größten Herausforderungen für uns sind die fehlenden finanziellen Mittel und die Suche nach Räumlichkeiten. Deshalb wollen wir irgendwann ein Afrikahaus haben für unsere Veranstaltungen, eine Bibliothek, Ausstellungen, Arbeit mit Kindern. Es gibt viele afrikanische Gruppen in Freiburg, und wir müssen diese Ressourcen bündeln.

Macht ihr auch Projekte in Afrika?

JM: Ja, z. B. das *Keep our Girls in School – Sanitary Pad Project*: Aufklärungskampagnen zum Thema Menstruationshygiene an Schulen

◀ For The Love of Family.

Acryl, Papier auf Leinwand:
Emeka Udemba, 2025

in Nigeria und Herstellung und Verteilung von waschbaren und wiederverwendbaren Binden an Schulmädchen. *GAI e.V. und Women Sewing Collective*, eine Frauenorganisation in Enugu, Nigeria, arbeiten seit vielen Jahren zusammen.

Im Jahr 2022 haben wir den Film *Akwanteng* in Ghana gedreht. Er zeigt die harte Lebensrealität von Kakaobauern. Manche von ihnen haben noch nie Schokolade gegessen. Der Film wurde mit Erfolg an verschiedenen Orten in Freiburg gezeigt.

Zurück zu eurer Veranstaltung »Sichtbar / Unverzichtbar«: Ich dachte, ihr wolltet einen Perspektivwechsel erreichen, auch indem ihr zeigt, wie viele arme Menschen z. B. in der Pflege und vielleicht auch im Putzdienst arbeiten, Jobs, die nicht so angesehen sind. Aber wenn man sagt, wir sind Ärzte, Professoren usw., dann hat das für mich den Beigeschmack, dass es nicht so viel wert ist, wenn man als Putzfrau arbeitet.

JM: Nein, das wollen wir auf keinen Fall! Wir werden im Rahmen der Afrika-Woche eine Fotoausstellung machen, die Afrikaner in allen Bereichen des deutschen Lebens zeigt: In Restaurants, bei der Bundeswehr und auch als Putzkräfte...

EU: Aber wenn man nur Putzen zeigt, bestätigt man das Klischee. Natürlich putzen wir, wir sind Taxifahrer, aber wir sind auch Intellektuelle. Denn wenn ich heute sage, ich bin Künstler, denken die Leute an Trommeln. Eigentlich sollten wir davon wegkommen: Ich bin kein afrikanischer Künstler. Ich bin ein Künstler, ich komme aus Afrika.

JM: Und wir wollen, dass ihr, die zweite Generation, die hier geboren ist, das erreicht, was wir nicht erreichen konnten, auch in der Politik. Deshalb ist die zweite Veranstaltung von *Afrika in Deutschland* mit Felix Efosa, Stadtrat in Freiburg, gewesen.

■ Der renommierte Künstler Emeka Udemba und der Geschäftsmann Joe Mmeh haben den Verein German-Africa Insight (GAI) e.V. 2013 zusammen mit Ethel E. Agbaka und anderen gegründet. Jeder ist herzlich eingeladen mitzumachen. Für unsere Projekte suchen wir Spender und Sponsoren.

► german-africainsight.de

Wie die USA zu einem autokratischen Staat werden

Leben in einem Land, das von der extremen Rechten und Supermächten regiert wird

Lorena Miller Marin kam aus Kolumbien nach Deutschland, studierte und arbeitete als Medienpädagogin in Freiburg, engagierte sich politisch und journalistisch zu den Themen Migration und Frauen, hat immer gepowert, sie ist eine der Mitbegründerinnen der InZeitung. Doch nach 18 Jahren in Deutschland war sie wegen des Mangels an Möglichkeiten für Migrantinnen enttäuscht und wanderte mit ihrer Familie in die USA aus, wo sie erfolgreich und richtig glücklich war. Sie lebt heute in ihrer Farm in den Appalachen, Kentucky, und teilt mit uns ihre Gefühle über die aktuelle Situation.

Von Lorena Miller Marin
(aus dem Englischen Greta Heitmann)

Als ich im August 2006 in die USA emigrierte, fand ich ein offenes und inklusives Land vor – anders als Deutschland. Ein Land voller Möglichkeiten. Nach zehn Jahren Berufserfahrung in unterschiedlichen Tätigkeiten, die teils mehr, teils weniger Verantwortung mit sich brachten, wurde ich Direktorin einer gemeinnützigen Organisation, die Einwandererfamilien unterstützt.

Die aktuelle Episode der amerikanischen Politik gleicht einer Chronik eines vorhergesagten Todes. Wir alle wussten, was passieren würde, wenn die Republikanische Partei unter der Führung Donald Trump, auf legalem Weg ins Weiße Haus käme. Doch es gab keine menschliche Macht, die es hätte verhindern können. In den letzten drei Wahlen hatten diejenigen, die die Demokratie in diesem Land bewahren wollten, keine andere Wahl, als für die Kandidaten der Demokratischen Partei zu stimmen. Der einzige Kandidat, der der US-Politik eine andere Richtung hätte geben können, Bernie Sanders, wurde von der Demokratischen Partei blockiert.

Die Republikanische Partei wird von weißer Vorherrschaft und Rechtspopulismus dominiert. Die Partei hat viele Jahre, Jahrzehnte lang daran gearbeitet, die Macht zu übernehmen. Nein, das geschah nicht über Nacht. Sie nahmen gezielt Einfluss auf Schulbehörden, Bibliotheken, Gemeindeverwaltungen und andere staatliche und lokale Institutionen. Sie diskreditierten und attackierten die sozialen Bewegungen und ihre Errungenschaften: Feministinnen, afroamerikanische Gemeinschaften, indigene Völker, Einwanderer, LGBTQ-Personen, Umweltschutzgruppen... Nach

Trump's erster Wahl übernahmen die Republikaner den Obersten Gerichtshof, ernannten Hunderte von Richtern, und füllten Parlamentsitze mit ihren Anhängern. So schufen sie die perfekte Grundlage für ihre Machtübernahme.

Die Vereinigten Staaten sind im Bereich der Bildung zurückgefallen. Ein Universitätsstudium ist so teuer, dass es für viele unerschwinglich ist. Das Resultat: Eine Bevölkerung, die wenig liest und für manipulative Propaganda empfänglich ist – besonders für die Erzählung, dass Einwanderer schuld an ihrer Armut seien. Eine beträchtliche Anzahl von Einwanderern hat jedoch für diese Regierung gestimmt. Ich glaube, dass dies aufgrund der Manipulation von Informationen und der Verbreitung von Lügen geschah, die den Aufstieg der extremen Rechten an die Macht begleitet haben. Die *Latinos*, die für Trump gestimmt haben, taten dies aus verschiedenen Gründen. Einige hofften auf ein Ende der Inflation. Andere brachten bereits bei ihrer Auswanderung in die Vereinigten Staaten rechtsextreme Überzeugungen mit. Anders lässt sich eine so wichtige Entscheidung, die uns allen schaden würde, nicht erklären.

Ich habe bei meiner Arbeit viele Menschen ohne Papiere kennengelernt, die aus ländlichen Regionen Mexikos, Guatemalas, Honduras, El Salvadors, Kubas oder Kolumbiens in die USA gekommen sind – in Städte, Dörfer, aufs Land, auf der Suche nach besseren Möglichkeiten. Die meisten von ihnen haben hier geborene Kinder und sind somit Bürger dieses Landes. Sie verrichten all die Arbeiten, die sonst niemand machen will, wie z. B. auf dem Bauernhof, in der Viehzucht, auf dem Bau, Reinigung, Gastronomie, Kinder- und Altenpflege. Niedrig

bezahlte Jobs ohne Sozialleistungen, die es ihnen aber einiges ermöglichten: Häuser kaufen, in manchen Bundesstaaten eine Fahrerlaubnis erhalten, Kinder zur Schule schicken, ihrer Familien in ihren Ländern zu helfen, Englischkurse belegen, trotz fehlender Krankenversicherung medizinische Hilfe in Anspruch nehmen, ohne Sozialversicherungsnummer arbeiten – und dabei Steuern zahlen. Eine Realität, die eine klare Mehrheit akzeptiert hat, weil die Arbeit, die die Einwanderer leisten, notwendig ist.

Ich wundere mich über ihre Fähigkeit, den Schmerz und die Demütigung zu ertragen, sich vor den Einwanderungsbehörden verstecken zu müssen – nur weil sie die Arbeit tun, die dieses Land braucht. Schätzungen zufolge leben rund elf Millionen Menschen ohne gültige Papiere in den USA, die abgeschoben werden könnten. Bereits in den ersten zwei Monaten unter Trump sind Tausende abgeschoben worden – darunter nicht nur Straftäter, sondern Migrantinnen ohne Papiere, oder »*Illegales*«, wie sie heute genannt werden. Trump setzt sich dafür ein, dass in diesem Land geborene Kinder, deren Eltern Migrantinnen ohne Papiere sind, nicht die US-Staatsbürgerschaft erhalten.

Es ist ganz klar, dass wir von Milliardären regiert werden, die ihre eigenen Interessen verfolgen. Darunter Besitzer von Tech-Konzernen und Plattformen wie Facebook, die wir alle nutzen. Binnen weniger Wochen wurden die Fortschritte, die dieses Land an Vielfalt in all seinen Institutionen und am Arbeitsplatz erreicht hatte, rückgängig gemacht. Diese Zeilen würden nicht ausreichen, um die ganze Niedertracht dessen zu beschreiben, was hier gerade passiert. Es sind nicht nur Migrantinnen und Migranten, die angegriffen werden



Elena, Lorena und Marilu.
Drei Migrantinnen aus Mexiko,
Columbia und Peru. Foto: Selfie

– auch Frauen, Schwarze, Indigene und LGBTQ-Communities. Die Medien werden eingeschüchert, zur Selbstzensur gezwungen, deswegen wissen wir wenig über die Proteste, die in den verschiedenen Staaten stattfinden. Und wir haben viele Kirchen, die die extreme Rechte unterstützen und die liberale Demokratie angreifen. Wir sind als Gesellschaft gespalten.

Zum Schluss: Ich weiß, dass ich euch wahrscheinlich nichts Neues erzähle. Die unabhängigen und demokratischen Medien Europas berichten darüber ausführlich. Aber es betrifft nicht nur die USA, die sich in rasantem Tempo in Richtung eines neuen Faschismus bewegen. Diese Gefahr betrifft auch europäische Länder, inklusive Deutschland. Wir müssen handeln! Als MigrantInnen müssen wir uns zusammenschließen und uns den Gruppen anschließen, die für soziale Gerechtigkeit und Demokratie kämpfen.

Um Jahrzehnte zurückgeworfen

*Goodbye to my Juan, goodbye, Rosalita,
Adios mis amigos, Jesus y Maria;
You won't have your names when you
ride the big airplane,
All they will call you will be "deportees".*

■ Diese Worte stammen aus dem Jahr 1948. Geschrieben hat sie die Folkikone Woody Guthrie, nachdem ein Abschiebeflug – ganz ähnlich wie die heutigen – mit mexikanischen Einwanderer*innen abgestürzt war. »Manche von uns sind illegal, manche unerwünscht«, singt Guthrie weiter, »Unser Arbeitsvertrag ist abgelaufen, wir müssen weg / Sechshundert Meilen bis zur mexikanischen Grenze / Sie jagen uns wie Kriminelle, wie Viehdiebe, wie Räuber.« Klingt leider wie heute geschrieben. Das Lied haben schon Bob Dylan, Joan Baez und viele andere gesungen.

Flüchtlinge wollen nicht arbeiten! Oder?

Von Elena Kramtsova

Lassen Sie mich von meiner Erfahrung berichten, obwohl ich sagen muss, dass ich kein Einzelbeispiel dazu bin.

Meine Familie lebt seit April 2022 in Deutschland. Wir sind politische Flüchtlinge aus Russland und warten auf die Entscheidung über unseren Asylantrag. Ich habe inzwischen Deutsch von null bis C1 gelernt und diese ganze Zeit nach Arbeit gesucht. Es ist nicht einfach, da für meinen hochqualifizierten Beruf perfekte Sprachkenntnisse nötig sind.

Doch im Sommer 2024 habe ich endlich ein Angebot für einen

halbjährigen Praktikumsvertrag bekommen. Nach der langen Zeit fühlte ich die Hoffnung, dass ich in meinen Beruf wieder einsteigen kann! Aber das Glück dauerte nicht lang. Zuerst mussten mein Arbeitgeber und ich 2,5 Monaten auf meine Ersterteilungs-Arbeits-erlaubnis von der Ausländerbehörde in Bonn warten und dann...

Sie können sich unsere Überraschung gut vorstellen, als wir gesehen haben, dass die Arbeits-erlaubnis nur für 3,5 Monate erteilt wurde!

Doch habe ich angefangen zu arbeiten und sofort wieder Unterlagen eingereicht, um rechtzeitig die Verlängerung meiner Arbeits-erlaubnis zu bekommen. Aber...

Haben Sie es bereits erraten? Ich bin wieder arbeitslos, denn dreieinhalb Monate waren für die Ausländerbehörde in Freiburg viel zu wenig, um meine Arbeits-erlaubnis zu verlängern. Mein Arbeitgeber wurde einfach gezwungen, mich zu kündigen!

Also, ich könnte bereits seit sechs Monaten arbeiten und Steuern zahlen. Wahrscheinlich hätte ich heute sogar schon neue Jobangebote. Stattdessen habe ich nur 3,5 Monate gearbeitet und bin im Moment völlig demotiviert, mir eine neue Arbeit zu suchen. Was soll ich potenziellen Arbeitgebern sagen, wie lange müssen sie auf mich warten? Und wer will so lange warten?

Fachkräftemangel in Deutschland? Das deutsche Sozialsystem

ist überfordert? Ja klar, das liegt natürlich an der Arbeitsunwilligkeit der Migranten, nicht wahr?

Ich will hier sagen: Ich bin sehr dankbar für die Bemühungen vieler Menschen, Migrant:innen bei der Integration zu unterstützen. Aber diese Unterstützung kostet viel, wieso soll Deutschland nicht profitieren, den Fachkräftemangel durch die Integration von Migrantinnen zu lösen? Deutschland verliert Geld durch solche bürokratischen Vorgehensweisen. Die Regierungsparteien verlieren das Vertrauen der Bürger, die sehen, dass Flüchtlinge nicht arbeiten und Sozialgeld bekommen.

Wäre es nicht viel besser, wenn alle Migranten sofort nach ihrer Registrierung in Deutschland eine Arbeits-erlaubnis bekommen

könnten? Mit den Ukrainern gibt es das bereits, und es funktioniert schon gut! Warum wurde diese Maßnahme noch nicht auf alle Flüchtlinge ausgeweitet? Asylbewerber haben sogar keinen Anspruch auf einen Minijob, obwohl letzteres das Sprachlernen fördert. Ich liebe Deutschland, ich möchte hier arbeiten und für die Demokratien in der Welt kämpfen. Und es tut mir weh, zu sehen, wie die demokratischen Parteien das Vertrauen verlieren. Und ich bin davon überzeugt, dass wir so laut wie möglich über dieses große Problem sprechen müssen!

P.S. Am 17. 3. 2025 hatte meine Geschichte eine Fortsetzung. Ich habe die Arbeits-erlaubnisverlängerung für weitere 27 Tage erhalten...

Einbahnstraßen der Kommunikation

Von Tatjana Sepin

Vor elf Jahren machte ich zum ersten Mal die Bekanntschaft mit einem Phänomen sozialer Nicht-Interaktion, für das es zu der Zeit noch keinen Namen gab. Damals war ich Teil eines so genannten *Bewegungschors* im Rahmen einer Bühnenszenierung des Theaters Freiburg: Als Gruppe von 30 Laien- und ProfitänzerInnen bildeten wir einen orientalisch dekorativ ausgestafferten, wild umherwirbelnden Tanzrahmen für eine knapp vierstündige Performance.

Zur Premiere kam unter anderem eine Arbeitskollegin. Nach ihrer Meinung gefragt, erhielt ich keine Antwort. Ich dachte an ein Versehen und hakte nach. Aber auch auf wiederholte Nachfragen kam: Nix. Ich bekräftigte, dass mich ihre Meinung interessierte, auch wenn diese negativ ausfiel. Reaktion weiterhin: Mi-

nus. Ich wurde zum ersten Mal *geghostet*!

In der Zwischenzeit haben sich die Fronten im Kommunikationskrieg nochmal massiv verschärft. Es scheint nur noch Einbahnstraßen der Kommunikation zu geben.

Sprachnachrichten sind für mich das perfekte Beispiel dafür: Jeder labert in aller Ausführlichkeit drauflos und läßt ab, ohne sich einer direkten Reaktion aussetzen zu müssen. Der »Sprachi«-Versendende vermittelt lediglich den Eindruck, einen kommunikativen Akt zu vollziehen, dabei ist er alleine mit sich und seinen Ideen.

Zudem ist eine (paradoxe?) Koinzidenz festzustellen zwischen zeitintensiver Diskussion zur Regulierung von dem, was gesagt und wie es ausgedrückt werden darf einerseits und einer zunehmenden Sprachlosigkeit andererseits. So wurde ich – als Person of colour – kürzlich als hochgradig diskriminierend und rassistisch gelabelt. Stein

des Anstoßes war eine Nachfrage von mir zu einer leider alltäglichen Diskriminierungserfahrung, von der ein Betroffener berichtete. Mir wurde vorgeworfen, dass ich mit meiner Nachfrage der betroffenen Person ihre Erfahrung des Erlebten abgesprochen habe. Ich hingegen hatte meiner Empörung und meinem Mitgefühl Ausdruck verliehen, hatte über das Geschehene diskutieren und – im Gegensatz zu allen anderen Anwesenden – nicht nicht reagieren wollen. Anstoß wurde auch an meinem Erstausgang genommen, dass ein ehemaliges Kriegsland bereist werden kann; ein Land, aus dem die meisten der Geflüchteten stammen, die ich unterrichtete. Auch dies: hochgradig rassistisch, hieß es. Ich hingegen hatte mich informieren, mein Interesse bekunden wollen.

Natürlich ist niemand, ganz gleich welcher Haut-, Jeans- oder Haarfarbe davor gefeiert, Mist zu reden. Ja, der Vorwurf came as a shock, aber auf etwaig abgesonderten Mist hingewiesen zu werden, wär für mich völlig OK gewesen. Genau

hier setzt jedoch meine Kritik ein, weil immer häufiger, wie in meinem Fall, eine Diskussion abgeblockt, stattdessen mit dem Vorwurf auch gleich das Urteil verkündet wird. Wenn Argumente nicht gehört, wenn nicht nur die eigene Meinung, sondern gleich die gesamte Person *gecancelt* wird, breitet sich eine neue Qualität von Intoleranz und Sprachlosigkeit aus.

Es ist verdammt schade und verdammt oberflächlich, wenn sich die Kommunikation auf rein akademische, selbstreferentielle Debatten reduziert! In Zirkeln, in denen scheinbar alle einer Meinung sind und sich schweigend bzw. mit *Küsschen-Emojis* gegenseitig abnicken. Damit werden zwar Konflikte vermieden, wir verlieren aber wesentliche soziale Fähigkeiten. Dabei ist es gerade in diesen Zeiten enorm wichtig, im Gespräch zu bleiben und voneinander zu lernen. Es ist besser zu streiten, als zu schweigen! Denn wer schweigt, duckt sich weg oder ihm sind alle und alles einfach ziemlich wumpe. Und Wumpe ist gerade in diesen Zeiten keine Option.

Wer darf dazu gehören?

Von Puk Norwood

Ich bin in Deutschland geboren und aufgewachsen. An meinem 18. Geburtstag erhielt ich einen Anruf von der Polizei. Sie sagten mir, dass ich mich illegal in Deutschland aufhalte, weil die Aufenthaltsgenehmigung meiner Eltern nicht mehr für mich gelte. Ich musste mich dringend um meinen Aufenthaltsstatus kümmern. Plötzlich wurde mir bewusst, dass mein Zuhause, meine Stadt, mein bisheriges Leben nicht als selbstverständlich angesehen wurden.

Schon im Kindergarten wollte eine Erzieherin mich auf eine Sonderschule schicken. Meine Mutter setzte sich dagegen zur Wehr. Bei der Schulübergangsempfehlung hieß es, meine Leistungen reichten nicht für das Gymnasium – genauso wie bei meinen vier Geschwistern. Drei von uns haben das Abitur später auf anderem Wege nachgeholt. Heute habe ich einen Bachelor of Arts in Heilpädagogik mit Schwerpunkt Kunsttherapie. Trotz alledem fühlte ich mich als Kind nicht als Ausländer. Ich bin mit Kindern aufgewachsen, die meistens zweisprachig waren und enge Beziehungen zu Verwandten in anderen Ländern hatten. Ich war eine stolze Badenerin, ein *Freiburger Bobbele*, geboren im Elisabethkrankenhaus.

Zurück zum 18. Geburtstag. Da die doppelte Staatsbürgerschaft nicht möglich war, entschied ich mich, meinen US-Pass zu behalten. Ich darf in den USA wählen, obwohl ich dort nie gelebt habe, in Deutschland jedoch nicht. Die USA sind mir wichtig, da alle meine Verwandten außer meiner Eltern und Geschwistern dort leben. Ich wollte sicher sein, dass ich – falls nötig – ohne Probleme in die USA einreisen könnte, um mich zum Beispiel von meiner Großmutter zu verabschieden, falls sie plötzlich schwer erkranken sollte. Meine Großmutter wanderte mit ihren Eltern aus dem Libanon in die USA aus, mein Großvater

väterlicherseits aus Schottland. Auch der Vater meiner Mutter kam als Migrant aus Schweden in die USA. Meine Eltern wiederum gingen nach Deutschland... Und doch scheint die Frage nach Zugehörigkeit, die in früheren Zeiten weniger im Mittelpunkt stand, heute komischerweise brisanter denn je. Aber die Welt ist dagegen heute global vernetzt. Wer jetzt versucht, diese Realität rückgängig zu machen, gefährdet diejenigen, die in und mit dieser globalen Welt leben. Es bedeutet, Menschen auseinanderzureißen, Existenzen zu zerstören und Familien zu trennen.

Die politische Situation in Deutschland spitzt sich zu, und ich sehe, wie schnell eine Destabilisierung der Demokratie möglich ist – nicht nur in den USA. Ich bin trans und befinde mich in einer körperlichen Transition. Diese Identität ist wie viele andere, z. B. migrantische Identitäten in den USA, aktuell stark bedroht. Deshalb habe ich mich entschieden, die deutsche Staatsbürgerschaft zu beantragen. Doch das Einbürgerungsgesetz wurde Ende 2023 geändert. Eine Änderung betrifft Menschen, die Unterstützung erhalten, wie z. B. alleinerziehende Mütter. Ich habe einen Behinderungsgrad von 50 Prozent und erhalte einmal pro Woche zwei Stunden eine kleine Unterstützung durch die Eingliederungshilfe. Dies schließt mich von der Einbürgerung aus.

Ich bin den Aktivist:innen von *Pass(t) uns allen* dankbar, die für einen gerechteren Einbürgerungsprozess kämpfen – und dafür, dass alle, die in Deutschland geboren sind, automatisch die Staatsbürgerschaft erhalten. Ihre Arbeit ist essenziell, um die bestehende Ungleichbehandlung zu beenden.

Mein Leben in Deutschland war geprägt von solchen Hürden, aber auch von Widerstand und Engagement. Ich habe gelernt, dass Zugehörigkeit nicht von oben gewährt wird – sie wird von uns selbst geschaffen.

■ Puk Norwood ist in Projekten von Wahlkreis 100 Prozent aktiv.



Gegen die Wand. Foto: kwasibanane

» Das ist eine enorme Verzerrung «

Warum wir immer weniger von deutschen Tatverdächtigen hören oder lesen

Das Gespräch führte Jan Keetman

Sie haben sich über Jahre mit der Darstellung von Taten mit nicht-deutschen Tatverdächtigen in den Medien beschäftigt. Wie erleben Sie das Thema gegenwärtig?

Ich bin selber jemand, der als Journalist gearbeitet hat, viel in Gerichtssälen gesessen hat, der Gefangene in Gefängnissen besucht hat, mit von Verbrechen betroffenen gesprochen hat. Seit 2007 erforschen wir das wissenschaftlich, mit dem Kriminologischen Institut Niedersachsen und mittlerweile an der Hochschule Macromedia, und es ist ganz verblüffend zu sehen, dass Mediennutzer*innen den Eindruck bekommen müssen, bestimmte Delikte würden fast nur noch von Menschen ohne deutschen Pass begangen. Wir sehen das ganz extrem bei den sogenannten Messerdelikten. Wenn wir auf die Berichte schauen, also was wird veröffentlicht, dann sieht es so aus, als ob Deutsche gar nichts machen. Für 2023 haben wir viele hundert Berichte über Gewaltdelikte aus Leitmedien ausgewertet und da haben wir nur einen Bericht gefunden, wo ein Messerdelikt tatsächlich einem Deutschen zugeordnet wurde.

Wenn etwas so Furchtbares passiert wie in Aschaffenburg, dann ist das erstmal so gewesen, man bekommt die Umstände mit, man ist fassungslos. Aber durch das Kreuzfeuer der Medien, vor allem dann auf die Herkunft zu schauen, wenn Menschen eben nicht Deutsche sind, bekommt man den Eindruck, wir hätten ein Problem, das viel größer scheint, als es wirklich ist.

Warum rücken Journalist*innen die Nationalität von Tatverdächtigen so in den Vordergrund? Was ist Ihr Eindruck?

Man unterstellt ja Journalist*innen häufig, sie seien alle links, sie würden auch Integration besonders positiv sehen. Das ist der Vorwurf, der im Raum steht, insbesondere seit der Kölner Silvesternacht 2015/16. Da gibt es den Vorwurf der »Lügenpresse«, also die Medien würden Falschbehauptungen verbreiten, und den Vorwurf der »Lückenpresse«, also

die Journalist*innen würden gezielt auslassen, was es auch an Schattenseiten gibt. Das hat in vielen Redaktionen einen ganz unglaublichen Druck ausgeübt. Wenn dann wieder einige sogenannte »besorgte Bürger« geschrieben haben, dann heißt es in einigen Redaktionen manchmal »Das Internet tobt! Die Menschen da draußen!« ohne zu beachten, dass das oft sehr wenige sind, die auch immer wieder schreiben. Das hat dazu geführt, dass es genau die Gegenbewegung zu den Vorwürfen gab. Das können wir sehr gut sehen, weil wir seit 2007 und mittlerweile alle zwei Jahre all die Berichte über Gewaltdelikte genau erfassen. Das auffälligste Jahr war bisher 2019, da wurde die Herkunft in jedem dritten Fernsehbeitrag genannt, und wenn sie genannt wurde, dann fast nur bei Ausländern und zwar um die 90%. Das ist eine enorme Verzerrung.

Es ist nun die Frage: Warum machen die Redaktionen das? Häufig ist im Journalismus von dem berühmten *Journalistenbauch*, also den Bauchentscheidungen die Rede. Es wird vielfach intuitiv entschieden und unter Zeitdruck. Das sind Entscheidungen, die nicht mit einer grundsätzlichen Haltung zu tun haben. Wir sehen ja gerade, dass 2014 noch völlig anders entschieden wurde wie 2019. Da sind ja die Menschen in den Redaktionen nicht völlig andere als zuvor, da gibt es offenbar den Druck, das wird zum Streitthema, man unterstellt den Redaktionen, sie würden etwas verschweigen, also nennen wir die Herkunft. Das wird sehr stark von Stimmungen getrieben und ist in der Summe etwas, was viele Journalist*innen gar nicht wollen.

Mir ist wichtig, dass sich Redaktionen über ihre Kriterien klar werden. Die Sächsische Zeitung hat z. B. gesagt, wir kriegen die Anfragen in jedem Fall, also dann geben wir die Herkunft immer an. Also das halte ich ehrlich gesagt nicht für die beste Lösung aber für eine bessere Lösung, als die Herkunft nur zu nennen, wenn es Nichtdeutsche sind und die Gewalt von Deutschen nicht für erwähnenswert zu halten.

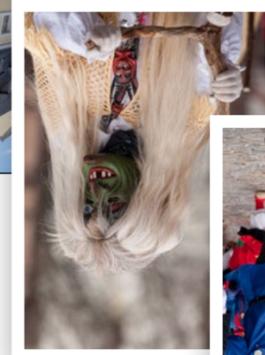
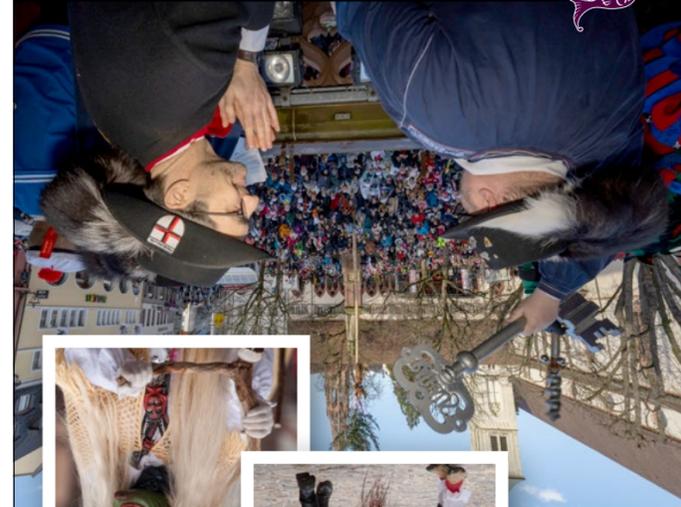
Es gibt aber auch wirklich sehr schlimme Fälle, in denen es nur deutsche Tatverdächtige gibt, von denen erfährt man aber in den Medien nur am Rande und in der Politik spielen sie keine Rolle.

Wenn ich Interviews gebe oder unsere Ergebnisse veröffentlicht werden, bekomme ich immer wieder Kommentare derart »Der hat ja keine Ahnung!« Also die Leute nehmen an, das was man erfährt, das scheint ja die Wirklichkeit zu sein. Tatsächlich hat der Stern in einer wirklich toll recherchierten Geschichte zwei Morde verfolgt, die am gleichen Tag passiert sind. Der eine begangen von einem abgelehnten Asylbewerber, der seine Exfreundin erstochen hat. Ein furchtbarer Fall, der sofort zu Demonstrationen der AfD geführt hat und zu einer Erklärung des Oberbürgermeisters. Dann haben andere gesagt, der Bürgermeister habe ja Blut an seinen Händen, der sei ja mit schuld an dieser »Ausländergewalt«. Dutzende von Fernsehteams waren unterwegs. Am gleichen Tag hat ein Deutscher seine Exfrau ermordet, aus einem ganz ähnlichen Motiv der verletzten Männlichkeit, also aus toxischer Männlichkeit. Es gab aber kaum Berichterstattung. Die Urteilsverkündung fand ohne Medienvertreter statt.

Ich erlebe das auch im Gespräch mit Journalist*innen, bis hin zur Tagesschau, dass man eben auch dort sagt, wenn etwas politisch diskutiert wird, dann ist es eben auch etwas, worüber wir berichten müssen, weil man ja diese politische Diskussion nicht ausblenden kann. Das ist ein sich gegenseitig steigernder Mechanismus.

■ Thomas Hestermann ist Professor an der Hochschule Macromedia, Campus Hamburg. Zu hören ist das Interview in voller Länge bei Radio Dreyeckland: rdl.de/person/thomas-hestermann

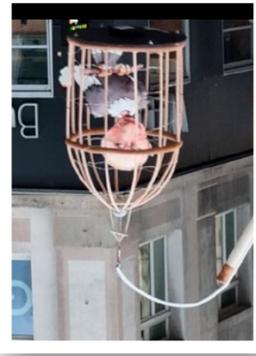
Foto: kwasibanane



► Freiburg'ger Fasnet. Fotos: kwasibanane

► Freiburg'ger Fasnet. Foto: Patrick Seeger

Die Kirche versuchte diese Bräuche zu christianisieren und zu kontrollieren: So wurde die Fastnacht als Übergangszeit vor dem Beginn der Fastenzeit legitimiert. Dass diese Bräuche in den letzten zwei Jahrhunderten überall neu erfunden wurden, zeigt, wie traditionsbewusst das Industrie- und Deutschland im Winter gefeiert wird, gepaart mit dem Wunsch nach Fruchtbarkeit. Wahrscheinlich, weil ich die Stadt an einer Fastnacht durch den Schwarzwald betreten habe, habe ich sie von Anfang an mit der Magie des Waldes verbunden. In den kunstvollen Holzmasken, die verschiedene Waldkreaturen darstellen, stecken die ältesten Ängste der Dorfbewohner. Die armen Bauern, die in den Wintermonaten wenig zu essen hatten, kleideten sich furchterregend und machten so viel Lärm wie möglichen. Die Geister und Gespenster des Mittelalters erschrecken niemanden mehr. Aber die Fastnacht lebt weiter als ein Fest, in dem neben jeder Menge Spaß auch Gesellschaftskritik mit Humor geäußert werden kann. Ein paar Jahre nach der ersten Zugreise ließen wir uns in Freiburg nieder und unsere Tochter wurde geboren – ausgerechnet an einem Rosenmontag. Wir saßen uns immer wieder Fastnachtsumzüge an, bis die Kinder erwachsen waren. auch als Gelegenheit gesehen, gesell-



► Basler Fasnet. Ein Trauermarsch der Naarbschi-Clique: Die Beerdigung von Silvio Berlusconi, die in eine Bunge-Party ausartete. Fotos: privat

► Drey'scheinschte Dag 2024, Autokraten hinter Gitter.

Wie immer war es am einfachsten, sie durch Vergleiche zu verstehen, wenn auch mit anthropologischem Interesse. Sie ähnelte unserem Frühlingfest *Nevruz* und gehörte zu den vielen Veranstaltungen in der ganzen Welt, mit denen die Wiederbelebung der Natur nach dem Winter gefeiert wird, gepaart mit dem Wunsch nach Fruchtbarkeit. Wahrscheinlich, weil ich die Stadt an einer Fastnacht durch den Schwarzwald betreten habe, habe ich sie von Anfang an mit der Magie des Waldes verbunden. In den kunstvollen Holzmasken, die verschiedene Waldkreaturen darstellen, stecken die ältesten Ängste der Dorfbewohner. Die armen Bauern, die in den Wintermonaten wenig zu essen hatten, kleideten sich furchterregend und machten so viel Lärm wie möglichen. Die Geister und Gespenster des Mittelalters erschrecken niemanden mehr. Aber die Fastnacht lebt weiter als ein Fest, in dem neben jeder Menge Spaß auch Gesellschaftskritik mit Humor geäußert werden kann. Ein paar Jahre nach der ersten Zugreise ließen wir uns in Freiburg nieder und unsere Tochter wurde geboren – ausgerechnet an einem Rosenmontag. Wir saßen uns immer wieder Fastnachtsumzüge an, bis die Kinder erwachsen waren.

Fasnet in Freiburg

Auf dieser Seite steht alles Kopf: Es geht um Karneval.

Ausnahmsweise sind es die Deutschen, die mit ihren »wilden« Bräuchen zum Beobachtungsobjekt werden: Ein türkisch-kurdischer Kulturanthropologe berichtet, wie er die alemannische Fasnacht kennen und verstehen gelernt hat. Die Bilder zeigen eine Welt, in der Masken helfen, Masken abzureiben. Denn der Sinn des Karnevals ist, alles »vom besorgten Kopf auf die tänzelnden Füße« zu stellen – in dem gemühtlich warmen Zug und gemossen die Landschaft.

Im Schwarzwald hielten wir wieder an einem kleinen Bahnhof. Plötzlich stürzten Leute mit ihren Masken herein. Sie hatten Bierflaschen in der Hand, schrien laut und machten Scherzgrinsen. Ich sah mich um und sah meine Freundin an, aber sie lachte nur. »Hab keine Angst«, sagte sie, »sie werden dir nichts tun. Sie feiern nur!« Feiern? Wirklich? In den nächsten Tagen beobachtete ich die Festivalkarrieren in Freiburg und begann, einer farbenfrohen Tradition nachzuspüren.

Wahlrecht für Alle

Von Joe Nykiel

Die Rufe der *Solidarisch gegen Rechts*-Demonstration auf dem Platz der Alten Synagoge am 22. Februar scheinen angesichts der neuesten beunruhigenden politischen Entwicklungen weit entfernt. Eine neue Koalition, gebrochene Versprechen, Kriege und Aufrüstung – viele Freiburger*innen bangen um die Zukunft. In diesen polarisierten Zeiten zieht es zahlreiche Menschen auf die Straßen.

Bei der Bundestagswahl 2025 war die Wahlbeteiligung in Freiburg außergewöhnlich hoch und trug zu den bundesweit 82,5 % bei – die höchste Beteiligung seit 1987. Der andere Rekord: Noch nie waren so viele Freiburger*innen demokratisch ausgeschlossen. In Freiburg durften 37.599 Erwachsene keine Stimme abgeben, weil sie keinen deutschen Pass haben – das ist fast jede*r Fünfte in Freiburg. Bundesweit sind 11 Millionen ohne gleiches Mitspracherecht!

Seit Gründung der Wahlrechtsinitiative *Freiburger Wahlkreis 100%* im Jahr 2002 im damaligen Ausländerbeirat sind der heutige *Migrantinnen-Beirat*, *Südwind*, die *German-African Initiative*, *nuestra America*, *Wesna*, *Kommunikation & Medien*, *Omas gegen Rechts*, *Pro Venezuela*, *FAIRburg*, das *Mehrgenerationenhaus in Weingarten* u.a. gemeinsam für eine gleichberechtigte politische Beteiligung aller unterwegs.

Zur vorgezogenen Bundestagswahl gab es 2025 neben einer online-Wahl für Nicht-Wahlberechtigte weniger symbolische Wahllokale als sonst, aber zusätzlich brachten wir mit der Aktion *Keine Stimme* mit zugeklebten Mündern und vielen Plakaten sehr sichtbar unseren Protest zum Ausdruck. »*Krass, einer von fünf hat in Freiburg kein Wahlrecht*«, hörte ich einen SC-Freiburg-Fan in einer Pizzeria beim Vorbeigehen sagen. Instagram-Aufrufe lockten mehrere symbolische Wähler*innen an. Motiviert durch einen SWR-TV-Beitrag kam ein spanisches Ehepaar extra aus Villingen nach Freiburg, um an der symbolischen Wahl teilzunehmen.

Bei den symbolischen Wahlen durften alle mitentscheiden. Offiziell Wahlberechtigte (740) stimmten über ein *Wahlrecht für alle Migrant*innen* ab: 95 % befürworteten es auf kommunaler Ebene, 89 % für Landtagswahlen, 80 % auf Bundesebene. Nicht-Wahlberechtigte Freiburger*innen (414) wählten symbolisch den Bundestag – nach denselben Regeln wie in den offiziellen Wahllokalen.

Zweitstimmen: Linke 29,6% – SPD 25,1% – Grüne 24,3% – CDU/CSU 8,9% – BSW 2,9% – Volt 1,8% – Sonstige 4,8% – ungültig 2,3%

In Kooperation mit dem bundesweiten Netzwerk *Wir Wählen* fanden symbolische Wahlen auch in Aalen, Tübingen, Potsdam und online statt. Die nächsten symbolischen Wahlen organisiert die europäische Partnerorganisation *SOS Mitmensch* in Wien und sie heißen dort *Pass Egal Wahl*.

Demnächst laden wir die in Freiburg symbolisch gewählten Bundestagsabgeordneten zu einer feierlichen Stimmenübergabe ein, verbunden mit dem klaren Auftrag der Wähler*innen: Das nächste Mal sollen die Stimmen zählen – so wie es, zumindest kommunal, in 14 von 27 EU-Ländern bereits unaufgeregte Praxis ist. **Das Wahlrecht ist ein Menschenrecht! Wer hier lebt gehört dazu!**



Wahlrechtsdemonstration
Foto: Wahlkreis 100%

Migrantinnenbeirat Freiburg – Ihre Stimme für Veränderung



Migrantinnenbeirat der Stadt Freiburg

Vom Migrantinnenbeirat der Stadt Freiburg

Kinder kommen ohne Vorurteile auf die Welt. Doch früh lernen sie, zwischen *Wir* und *Die Anderen* zu unterscheiden. Diese Erfahrung hat auch Yrgalem Abreha gemacht. Sie stellte schnell fest: Rassismus und Diskriminierung gehören für viele Kinder in Freiburg zum Alltag. »*Diese Erlebnisse verletzen die Seele der Kinder*«, sagt sie.

Doch statt sich zurückzuziehen, wurde sie aktiv. Vor fünf Jahren kandidierte sie für den Migrantinnenbeirat, um etwas zu verändern. Besonders am Herzen lag ihr das Thema Bildung – denn sie war überzeugt: Schulen müssen Orte sein, an denen alle Kinder ohne Angst lernen können. Gemeinsam mit ihrer Kollegin Thelma Basil initiierte sie in der Bildungskommission eine Veranstaltung mit Kidayo e.V. unter dem Titel *Schule ohne Rassismus*. Lehrkräfte, Schulleitungen, Eltern und sogar Bürgermeisterin Christine Buchheit kamen zusammen, um zu diskutieren, wie Schulen in Freiburg diskriminierungsfreier werden können.

Dieses Beispiel zeigt: Der Migrantinnenbeirat bietet die Möglichkeit, migrantische Anliegen aktiv in die Stadtgesellschaft, Kommunalpolitik und Verwaltung einzubringen. Möchten auch Sie etwas bewegen? Dann erfahren Sie hier, wie der Beirat aufgebaut ist, warum und wie er gewählt wird – und welche Rolle Sie dabei spielen können.

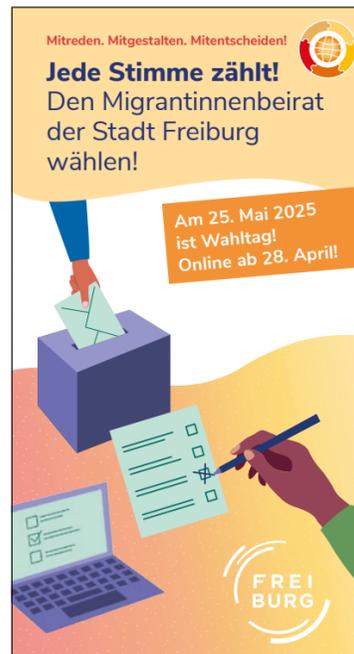
Was ist der Migrantinnenbeirat? Der Beirat besteht aus 19 Mitgliedern und wird alle fünf Jahre neu gewählt. Er setzt sich für Themen ein, die die migrantische Bevölkerung betreffen – von Bildung über gesellschaftlichen Zusammenhalt bis zu sozialen Teilhabemöglichkeiten.

Wie wird der Beirat gewählt? Jede*r Wähler*in hat 19 Stimmen, die auf Kandidierende verteilt werden können. Lernen Sie diese am 10. Mai im Freiburger Theater kennen! Die Wahl findet am **25. Mai von 8 bis 18 Uhr** in vier Wahllokalen statt. Alternativ können Sie **ab dem 28. April online** wählen – der Zugang dazu wird mit der Wahlbenachrichtigung per Post verschickt.

Wer darf wählen? Automatisch wahlberechtigt sind alle Freiburger*innen mit ausländischer Staatsangehörigkeit, die mindestens 16 Jahre alt sind und seit mindestens sechs Monaten ihren Hauptwohnsitz in Freiburg haben. Eingebürgerte Personen und Spätaussiedler*innen müssen sich ins Wählerverzeichnis eintragen lassen – dies ist noch bis zum 16. Mai 2025 möglich.

Warum ist Ihre Stimme wichtig? Der Beirat hat bereits viel erreicht – sei es durch Veranstaltungen wie *Schule ohne Rassismus* oder viele weitere wichtige Projekte. Doch nur mit einer hohen Wahlbeteiligung kann er die Interessen aller Migrant*innen in Freiburg stark vertreten.

■ **Nutzen Sie Ihr Wahlrecht!** Mehr Infos finden Sie unter migrantenbeirat-freiburg.de/mb-wahl-2025 oder per Mail an MBWahl2025@freiburg.de



Beim Roma- und Sinti-Sommerfest.
Frauen auf der Terrasse des renovierungsbedürftigen Haus Weingarten
Foto: kwasibanane

Das Gefühl ständig angestarrt zu werden

Unmut in der Sinti-Siedlung

Das Gespräch mit Giuliana Reinhardt führte Viktoria Balon

Seit wann wohnt Ihre Familie im Auggener Weg?

Meine Eltern zogen hier ein, als die Siedlung Anfang der 70er gebaut wurde. Vorher hat mein Vater noch in einem Bus im Freiburger Westen gelebt. Wenn man heutzutage hier einzieht, muss man alles aus eigener Tasche renovieren: Böden, Wände, Bäder, man bekommt nichts von der Stadtbau, der die Häuser untersteht. Wir heizen alle noch mit Holz. Die frühere Generation wollte es so, aber wir wollen es schon lange nicht mehr, es ist gesundheitsschädlich. Ich habe drei Kinder und bekomme den Schimmel im Kinderzimmer einfach nicht weg, weil die Wände undicht sind. Seit 2015 gab es Pläne für den Neubau des Haus Weingarten*. Doch das Gebäude steht bis heute leer und kann nur noch im Erdgeschoss genutzt werden. Stattdessen soll nebenan ein Hochhaus mit Eigentumswohnungen entstehen.

Wieso ist das problematisch?

Das achtstöckige Haus ist wenige Meter vor unseren Fenstern geplant, und wir erfahren davon erst, als alles schon beschlossen war! Das Gebäude greift in unsere Gemeinschaft ein, die Sinti Siedlung ist damit gefährdet. Falls es gebaut wird, wird unsere Art des Zusammenlebens zerstört. Die Siedlung am Auggener Weg wurde uns als Schutzraum gegeben. Wir sind eine geschützte Minderheit, die das Recht hat, in einer geschützten Siedlung zu leben, und das sollte die Stadtbau und auch die Stadt Freiburg akzeptieren.

Wieso ist euch der geschützte Raum so wichtig?

Es ist nicht nur das Verfolgungstrauma der Nazizeit. Die Vorurteile und Diskriminierung sind immer noch genau so da. Und das, obwohl wir in den letzten 10–20 Jahre enorm viele Meilensteine erreicht haben: Wir sind offener geworden, unsere Kinder gehen in die Schule, machen gute Abschlüsse, eine Ausbildung. Aber der Blick von außen hat sich nicht verändert. Wir waren z. B. neulich im Café im Rieselfeld. Alle haben uns so angeschaut, als ob eine Doku gedreht würde und wir im Focus sind. Es war sehr unangenehm. Deshalb bleiben wir lieber in Weingarten, wo man uns kennt und akzeptiert.

Wir wohnen mehrere Generationen zusammen, wir machen oft Feuer, reden, essen zusammen, sind laut, machen einen Gottesdienst hier im Rondell mit Gitarre – wir leben einfach unsere Kultur. Wir wissen nicht genau, wer in das neue Hochhaus einzieht, aber sie werden das so nicht kennen. Das Konfliktpotential ist vorprogrammiert: Als andere Häuser in der Nachbarschaft gebaut wurden, wurde ständig die Polizei geholt.

Diese Siedlung haben wir in der Nachkriegszeit als Wiedergutmachung bekommen. Mein Wunsch wäre einfach, dass man mehr über uns erfährt und versteht, warum der Schutzraum für uns so wichtig ist!

Ihr hattet mehrere Gespräche mit der Stadtbau: Wie sind sie gelaufen?

Wir können gut miteinander reden, aber wir haben noch keine Lösung gefunden. Unser Wunsch wäre,

das Hochhaus etwas zu verschieben. Darauf ist die Stadtbau aber nicht eingegangen, weil eben alles schon beschlossen war. Man hat uns drei Optionen vorgeschlagen: den Plan von 2015 umsetzen, also Haus Weingarten mit barrierefreien Seniorenwohnungen und Gemeinschaftsräumen neu zu bauen, Häuser zu sanieren, Heizungen einzubauen; oder alternativ neue Häuser auf dem jetzigen Fußballplatz bauen, in die wir nach und nach umziehen würden – Baubeginn 2032. Die dritte Option ist, ins Neubaugebiet Lindenwäldle umsiedeln, mit mehr Wohnungen, aber viel dichter beieinander. Im Haus Weingarten können wir unsere Räume für die Jugendarbeit nur behalten, wenn wir ins Lindewäldle umsiedeln. Bei den beiden anderen Varianten würden wir Container für die Jugendarbeit auf dem Sportplatz bekommen. Aber dann muss unsere freie christliche Gemeinde ebenfalls sofort das Haus Weingarten verlassen. Das sorgt für viel Verwirrung und traurige Stimmung.

Wir werden uns beraten und schauen, welche Lösung für uns in Frage kommt. Aber ich denke, die Siedlung sollte da bleiben, wo sie ist, das ist einfach ein Stück Freiburger Geschichte, eine Art Denkmal. Und gegen das Hochhaus werden wir auf jeden Fall weiterprotestieren.

■ Giuliana Reinhardt ist Bildungsberaterin, engagiert sich im Sinti-Verein vor allem in der Jugendarbeit.

★ Das Haus Weingarten wurde Anfang der 70er als Sozialzentrum errichtet. Heute richten sich Angebote des Nachbarschaftswerks dort an Familien der Quartiere Auggener Weg/Ahornweg (Sintisiedlung) und Am Lindenwäldle.

Statement der Freiburger Stadtbau zum Thema Neubau Bugginger Straße und Sinti-Siedlung

Der Neubau an der Bugginger Straße mit insgesamt 40 Wohneinheiten und Tiefgarage ist Teil der städtischen Wohnbauoffensive FSB 2030. Die FSB baut dabei bis zum Ende des Jahrzehnts insgesamt 2500 Wohnungen, um mehr bezahlbaren Wohnraum in Freiburg zu schaffen. Im achtgeschossigen Neubau an der Bugginger Straße wird die FSB im Rahmen ihres Konzepts Mitarbeiterwohnen Wohnraum schaffen, den regionale Unternehmen erwerben und an ihre Mitarbeitenden vermieten können. Damit unterstützt die FSB sowohl den Wohnungsmarkt als auch den Wirtschaftsstandort Freiburg, da Fachkräftegewinnung und Wohnraumsuche eng miteinander verknüpft sind.

Mit dem Thema Innenentwicklung und dem dabei erforderlichen Interessenausgleich sind Stadt und FSB an verschiedenen Orten im Stadtgebiet befasst. Im Falle der Bugginger Straße handelt es sich um eine stadtplanerisch sinnvolle Entwicklungsfläche. Um auszuloten, wie man die städtischen Interessen mit den Interessen der benachbarten Sinti-Gemeinschaft vereinbaren kann, wurden intensive und konstruktive Gespräche geführt. Zu diesem Zweck hat die FSB erst kürzlich verschiedene Varianten mit Sinti-Vertreterinnen und -vertretern in vertrauensvoller Atmosphäre besprochen. In den kommenden Wochen werden weitere Beratungen stattfinden, die nach dem Wunsch aller Beteiligten zu einer guten und einvernehmlichen Lösung führen sollen.

Elephant Beans

Wieso Kaffee so gut schmeckt

Bei Elephant Beans verschmelzen Kaffeegenuss, Fairtrade und Interkultur. Foto: Alexey Yakimenko

Von Viktoria Balon

Der Duft! Man riecht sofort, wie gut der Kaffee hier ist. Internationale Studierende wissen das schon lange. Man hört hier viel globales Englisch und andere Sprachen, auch Alemannisch von den Leuten vom Kiez. Jetzt grade ist es Ukrainisch. Svetlana und Irina arbeiten in der Nähe und kommen fast jeden Tag: »Das ist schon ein Ritual für mich. Hier ist es sehr fein, man wird angelächelt, gut beraten, alles ist schnell erledigt. Guten Kaffee bin ich schon aus der Ukraine gewöhnt. Ich würde sagen, es gibt schon so eine Art Kaffee-Element, das universell geworden ist«, sagt Svetlana. Wie sich herausstellt, kommt auch ein junger Barista, Aleksej, aus der Ukraine – er war schon vor Kriegsbeginn, da für ein Freiwilliges Soziales Jahr. Aber ansonsten ist das Team deutsch. Warum ist es ein InOrt? Weil er durch Migration entstanden ist.

Martina und Jörg Volkmann sehen ihre Kaffeerösterei als »Schaufenster für kleine Produzent:innen aus den Ländern des Südens«. Hier wird fairer Kaffee getrunken und verkauft. Sie sind Mitglieder der Genossenschaft Roasters United – 20 Röstereien in Europa, die Kaffee ausschließlich von Genossenschaft zu Genossenschaft importieren und dann individuell über eigene Kanäle vertreiben.

Die Migrationsgeschichte von Volkmanns begann als junges Paar in Sri Lanka, danach lebten sie zweieinhalb Jahre in Nepal. Jörg betreute als Geograph ein wissenschaftliches Projekt und Martina arbeitete im Krankenhaus, damals, Ende der 90er Jahre, als eine von fünf Logopädinnen im ganzen Land. »Unsere Kinder Vera und Linda waren fünf und sieben Jahre alt und gingen auf eine englischsprachige Schule«, erzählt Martina. »Wir haben Dinge erlebt, die man in Deutschland nicht kennt: Täglich gab es Stromausfälle und Gasknappheit, weil wegen des Bürgerkriegs die Lieferungen aus Indien unterbrochen waren. Das Gas reichte nur zum Kochen, nicht zum Heizen. Wir wohnten in einem Viertel, in dem Buddhisten, Hindus, Moslems und Christen in guter Nachbarschaft zusammenlebten. Als wir

nach Deutschland zurückkamen, mussten wir uns wieder umstellen. Die Kinder wunderten sich über die vielen Sachen in den Schaufenstern.« Jörg: »Wir waren natürlich in einer privilegierten Situation: Als Entwicklungshelfer bekommt man zwar kein großes Gehalt, aber es war immer noch so viel Geld, dass man sich dort alles leisten konnte, zum Beispiel die medizinische Versorgung. Pokhara ist, obwohl touristisch, unglaublich schön und wurde sehr schnell zu unserer Heimat. Wir haben viele Tränen vergossen, als wir zurück mussten.«

Sie sagen, dass es sehr wertvolle Erfahrungen waren, die sie als Familie sehr zusammengebracht haben. Sie haben »ein bisschen mehr Gelassenheit gelernt«, mit Problemen umzugehen, ohne sich darüber aufzuregen: »In Äthiopien, wo unser Kaffee herkommt, war ich in Dörfern, wo die Menschen in einfachsten Rundhütten leben, die sie mit Kindern, Vieh und Gästen teilen. Ich habe dort eine überwältigende Gastfreundschaft erlebt, die mir heute noch die Tränen in die Augen treibt und mir zeigt, mit welchen Problemen andere Menschen zu kämpfen haben«, sagt Jörg.

Deshalb stört ihn an der aktuellen Migrationsdebatte, dass nicht mehr über Fluchtursachen und deren Bekämpfung gesprochen wird. »Dass sich die Lebenssituation in den Herkunftsländern verschlechtert, vor allem durch den Klimawandel, an dem wir maßgeblich beteiligt sind, ist überhaupt kein Thema

mehr. Es geht nur noch um die Sicherung der eigenen Interessen.«

Zurück in Deutschland hatte Martina eine eigene Praxis. Jörg leitete ein Projekt für kleinbäuerliche Bio-Landwirtschaft und den Schutz des Wildkaffees in Äthiopien. Es war eine gute Arbeit, aber man war viel in Äthiopien unterwegs, was nicht sehr familienfreundlich war, und ihm wurde klar, dass man den Kaffeebauern nur dann einen fairen Preis zahlen und den Kaffee schützen kann, wenn man ihn auch entsprechend vermarktet.

Mit Mitte 40 haben sie überlegt: »Wenn wir jetzt eigentlich Zugang zu den wirklich ursprünglichen Kaffees haben und es für die kleinen Produzenten schwierig ist, einen Markt zu bekommen, dann lasst uns doch diesen Kaffee hier anbieten!« Das Rösten und die Kaffeezubereitung haben sie sich selbst beigebracht.

Der Witz ist, dass die beiden selbst nie Kaffee mochten, »deutschen Kaffee«. Erst in Äthiopien haben sie erkannt, wie gut er schmecken kann. Und sie versuchen – mit Bildern, mit Geschichten – den Menschen näher zu bringen, wer produziert und was das überhaupt für ein Produkt ist. »In dem Moment, wo ich mehr darüber weiß, ist auch die Wertschätzung eine ganz andere!«, ergänzt Martina.

■ Café Elephant Beans.

Basler Str. 12a; elephantbeans.de;
Mo Di Do Fr 10–18, Mi Sa 10–15

Jörg und Martina Volkmann
Foto: Anja Thölking



In Äthiopien
Foto: Elephant Beans



Lesefest dank Drachentöter

Von Alexander Sancho-Rauschel

An vielen Stellen in Freiburg kann man das Stadtwappen entdecken – ein rotes Kreuz auf weißem Grund. Das sogenannte Georgskreuz verweist auf den ältesten der drei Stadtpatrone. Der mutige Drachentöter ist eine mythische, etwas rätselhafte Gestalt. Legenden beschreiben ihn als unternehmungslustigen Ritter aus dem griechischen Kappadokien, wobei seine Mutter wohl aus der römischen Provinz Syrien-Palästina kam. Als junger Mann soll er im türkischen Izmit Offizier geworden sein und später in Syrien, Ägypten und Libyen gelebt haben. Er soll seinen Reichtum an die Armen verteilt haben – und die gebeutelte Landbevölkerung von einem bössartigen Drachen befreit haben. Im Heiligenkalender ist er als christlicher Märtyrer für das Jahr 303 verzeichnet, aber vielleicht liegt sein Ursprung in viel älteren Volkslegenden.

Wer aus einer multiethnischen Familie stammt und so viel gereist ist im Leben, der passt gut in ganz unterschiedliche Kulturen. Die Kreuzritter machten ihn zum Patron und übernahmen das Georgskreuz. Obwohl er ja auch ein Sinnbild für Toleranz und Nächstenliebe sein kann. Verehrt wurde er anfangs vor allem im Vorderen Orient, in Äthiopien und Ägypten, später erst gelangte sein Kult über Italien nach Westeuropa. Georg wurde Schutzpatron des englischen Königs Richard Löwenherz und Nationalheiliger von Litauen und Georgien. Interessanterweise wird er auch in der arabischen Welt verehrt, als islamischer Heiliger unter dem Namen Al-Chidr.

Hilfreich soll er bei sehr unterschiedlichen Leiden sein, darunter Herpes, Syphilis, Kriegsgefahr oder Hautproblemen, bewahren kann er zudem vor Versuchungen vielerlei Art. Außerdem schützt er das Vieh und sorgt für gutes Wetter. Kurz

gesagt: Georg kann so ziemlich alles! Wahrscheinlich genau der Grund, warum das mittelalterliche Freiburg ihn sich als Patron ausgesucht hat – und vor gut 120 Jahren ein riesiges Bild von ihm aufs Schwabentor malen ließ. Freiburg hat ihn aber nicht für sich alleine, er ist auch Patron von Rio de Janeiro, London, Genua, Lod in Israel, Moskau, Ljubljana, Malta, Dzierżoniów in Polen oder Amersfoort in den Niederlanden. Und von Barcelona.

Genau von hier aus begann seine aktuelle Erfolgsgeschichte. Dort wie auch in ganz Katalonien feiert man am 23. April den Georgstag als *Sant Jordi*. Der Tag gilt hier als Tag der Verliebten und des Buches. Man schenkt sich ge-

genseitig rote Rosen und Bücher, dem oder der Liebsten, aber auch Kindern, der Familie, Freunden oder Arbeitskollegen. Auf den Straßen von Barcelona bieten die Buchhändler an Straßenständen Lesestoff an. Und die Blumenhändler auf der Rambla machen einen Spitzenumsatz. Viele katalanische Unternehmen schenken ihren Mitarbeitenden an dem Tag Buchgutscheine. Das ist schließlich bis nach Paris gedrungen, zum Hauptsitz der UNESCO, der Organisation der Vereinten Nationen für Bildung, Wissenschaft und Kultur. Dort wurde die katalanische Tradition aufgegriffen und der 23. April, der Tag von *Sant Jordi*, für alle 194 Mitgliedsstaaten zum *Welttag des Buches* ausgerufen. 1995, vor genau 30 Jahren. Mein Vater aber war schneller: Er brachte diesen schönen Brauch schon in den 70ern nach Süddeutschland – nämlich in unsere Familie.

Interessanterweise gibt es aber noch weitere Querverbindungen, die dieses Datum mit Büchern verbindet. Denn sowohl das vermutete Geburts- als auch Todesdatum von William Shakespeare und der Tod des spanischen Dichters Miguel de Cervantes, Verfasser des *Don Quichotte*, und auch der Geburtstag des isländischen Literaturnobelpreisträgers Halldór Laxness fallen genau auf diesen Tag. Hierzulande begehen der Börsenverein des Deutschen Buchhandels und die Stiftung Lesen das Datum mit der Schüleraktion *Ich schenke dir eine Geschichte*. Und vor drei Jahren wurde zeitgleich in der Volksrepublik China die erste nationale Lesekampagne gestartet. Das hätte der alte Drachentöter aus Kappadokien sich wohl kaum träumen lassen, jetzt ist sein Tag wirklich ein globales Event geworden. Interkultureller geht's kaum – aber das war Lesen ja schon immer!



St. Georg.
Patron von Freiburg
Foto: kwasibanane

InTipps

Tag der georgischen Küche. Georgische Gerichte und georgischer Wein, serviert von Café bei Nino. ■ Sa 10.5. ab 12:00 ■ La Cornerie, Belfortstr. 52

Das gute Leben für alle. [Festival, Workshops, Diskussion, Interaktion, Partizipation, Kunstaktionen] Das Gelände der FABRIK verwandelt sich in einen kreativen Raum für alle, die an einer besseren, nachhaltigeren und gerechteren Gesellschaft von morgen mitgestalten wollen. Alle sind eingeladen, mitzuwirken und eigene Ideen einzubringen. Es geht darum, zusammen neue Perspektiven auf gesellschaftliche Themen wie Inklusion, Nachhaltigkeit und Zusammenhalt zu entwickeln. ■ Programm/Anmeldungen: fabrik-freiburg.de/festival ■ 12.–18. Mai ■ FABRIK für Handwerk, Kultur und Ökologie, Habsburgerstr. 9

Akwanteng [Film] German Africa Insight ■ 18. Mai 19:30 Uhr ■ Eintritt frei ■ FABRIK für Handwerk, Kultur und Ökologie, Habsburgerstr. 9 ■ Mehr: Seite 6

Nur Mut. Ein Projekt für Demokratie, Kreativität und Partizipation. Freiburger Wahlkreis 100%, Jugendhilfswerk, zusammenleben und Theater Freiburg wollen das E-WERK als soziokulturellen Ort beleben. Ab März entwickeln Jugendliche Ideen und Konzepte für das Aktionswochenende im Juli. Ziel: Theater als demokratischen Raum neu denken. ■ E-Werk, Eschholzstr. 77 ■ 18.–20. Juli

Afrika in Deutschland – Sichtbar unverzichtbar. Eine Veranstaltungsreihe zur afrikanischen Expertise in Deutschland. ■ **Repräsentation versus Tokenisierung – Sichtbarkeit um jeden Preis?** Mit Feven Michael, Sa 10.5., 19:00 – 22:00 ■ **Renewable Energy.** Vortrag mit Dr. Grace Mbungu, Sa 7.6., 19:00 – 22:00 ■ Eintritt frei ó Haus des Engagements, Rehlingstr. 9 ■ german-africansight.de/online-events



Auflösung:
Was soll
der fliegende
Fisch bedeuten?

Der fliegende Fisch steht für einen Perspektivwechsel von unten nach oben. Während die *Froschperspektive* in Kunst, Fotografie und Architektur ein Motiv von unterhalb der Augenhöhe zeigt, blickt die *Vogelperspektive* von oben darauf. Um den Perspektivwechsel zu verstärken liegt in dieser Illustration der Startpunkt sogar noch unter der Wasseroberfläche auf der *Fischperspektive*.



Meine ersten Eindrücke von Freiburg

In Kooperation mit dem UWC

Für mich war es verwunderlich, wie ernst die Sonntage genommen werden, es hat wirklich alles zu. Generell war die Ruhe neu für mich, und auch, wie klein Freiburg dann doch ist. Bei uns haben schon Dörfer eine solche Größe.

Maurits (Indien)

Die Bahnfahrten sind so still. Die Leute sprechen nicht miteinander, so kannte ich das nicht. Vor allem starren sie einen hier so an. Meine Tante hatte mich schon vorgewarnt: »Germans stare«, und was soll ich sagen, sie hatte Recht.

Juan (Kolumbien)

Freiburg wirkt so cartoonhaft, es ist klein und cozy, fast schon wie aus einem Disney-Film.

Hannah (Belarus)

Komisch finde ich die Legende, dass man einen Freiburger heiraten muss, sobald man ins Bächle tritt. Wenn fremde Menschen so abgeschreckt werden sollen, rein zu treten, beleidigt man sich damit dann als Freiburger nicht Stückweit selbst?

Aakarrshan (Indien)

Second Hand Läden sind hier überraschend teuer, genau wie das Essen. Ich vermisse das gute, günstige Essen ein wenig. Aber vor allem bin ich sehr glücklich hier zu sein, für mich ist Freiburg die schönste Stadt Deutschlands.

Aron (Tansania)

Es gibt viele junge Menschen, die Stadt ist grün und wirkt familien- und universitätsorientiert. Aber irgendwie fehlt etwas für die Mitte – für alle, die weder studieren noch Familie haben.

Tadea (Italien)



Foto: Ted Moravec/CreativeCommons

Focaccia

Gemütlichkeit auf Toskanisch

Von Irene Pacini

»Ach, ist das hier gemütlich...« stöhnt der Freund und setzt sich breitbeinig auf die Eckbank am Kachelofen. Der Blick schweift rüber zu mir, der Exotin in der Runde: »Ja, wie sagt man denn gemütlich auf Italienisch?« – fragt er, während er die Teelichter anzündet. Schon wieder ein Manko vom letzten VHS-Kurs, denkt er vermutlich, so ein unentbehrliches Wort muss es doch einfach in jeder Sprache zwischen Grön- und Feuerland geben.

Nun bin ich also gefragt. Ja, wie sagt man eigentlich gemütlich auf Italienisch? Da wäre zum Beispiel ... »accogliente«, oder? Nein, das ist eher einladend. »Intimo« vielleicht? Auch nicht, da denkt man eher an diese teuren Schuppen, wo man ungestört mit seiner Geliebten über die Fehler der Ehefrau reden kann. Gibt es wirklich nichts anders? Wie war es zum Beispiel in meiner Lieblingskneipe aus Studententagen, als ich noch in Italien lebte?

Na gut, erstens war das gar keine Kneipe, sondern ein kleines Bar-Ristorante auf dem Land. Toskana, ihr wisst schon. Ein schöner großer Parkplatz vor der Tür, Bach und Zypressen etwas weiter weg. Drinnen zuerst die Bar, damals noch schön verqualmt, und die große Truhe mit dem abgepackten Eis. Da

war's am schönsten. Die grel- len Neonröhren, da konnte man so gut die Farbe des Essens erkennen – kaum mehr als ein Imbiss, eine *merenda* aus Focaccia (bzw. *schacciata*, »die Flachgedrückte«, wie sie bei uns heißt) und lauter ungesunden Schinken- und Salamisorten, die auf großen Tablett auf den Tisch hingedonnert wurden, ohne jegliche hotelfachschulische Eleganz. Und die Stimmen, die alle durcheinanderredeten, während der Koch aus der offenen Küche mit seiner bedienenden Tochter schimpfte. Samuela hieß sie, die Arme.

War da eigentlich eine Eckbank? Eher Plastikstühle und Resopal-Tische, glaube ich. Und Kerzen auf den Tischen gab es auch keine, die sind doch für die Toten, wie meine Mutter zu sagen pflegte – selbst wenn sie als Teelichter serviert werden. Und wir redeten alle durcheinander, in einer solchen Lautstärke, dass vorbeischauende Deutsche sicher gedacht hätten, wir streiten uns über Politik oder über die Abschaltung von Atomkraftwerken. Dabei haben wir über so Wichtiges gesprochen wie den neuen Freund von X oder warum Y nicht mehr mit Z gehen will.

Aber war das ... gemütlich? Nein, laut und hell wie in einer Bahnhofshalle. Und genau das war schön, wenn ihr mich fragt. Nun habe ich die Antwort für den Freund: »Gemütlich? Kann man gar nicht übersetzen.«

Focaccia toscana für 8–10 Personen

8 g frische Hefe • 1000 g Pizzamehl (Typ 00) • 650 ml lauwarmes Wasser • Eine Prise Salz • Natives Olivenöl extra • Rosmarin und grobes Salz zum Garnieren

Das Wasser in eine Schüssel geben, salzen und die Hefe darin auflösen. Ca. $\frac{2}{3}$ des Mehls nach und nach mit dem Löffel hinzufügen und verrühren, bis der Teig nicht mehr klebt. Dann ihn auf die bemehlte Arbeitsfläche legen und kräftig und lange per Hand kneten, dabei immer wieder etwas Mehl auf die Arbeitsfläche verteilen und einarbeiten, bis das ganze Mehl aufgebraucht und der Teig (hoffentlich) schön glatt und elastisch ist. Zu einer Kugel formen und abgedeckt mindestens vier Stunden in einem warmen Zimmer gehen lassen. • Dann noch einmal kurz bearbeiten, dabei den kleingeschnittenen Rosmarin unterkneten. Zwei Ofenbleche (oder noch besser drei bis vier runde Bleche mit gelochtem Boden) großzügig mit Olivenöl einfetten, den Teig per Hand auseinanderziehen und vorformen, auf das Blech legen und möglichst per Hand flachdrücken und schieben, bis das ganze Blech bedeckt ist. Zur Not kann man ein wenig mit der Nudelrolle nachhelfen. Mit groben Salz bestreuen und dünn mit Olivenöl bestreichen, die Oberfläche mit den Fingern überall etwas eindellen. • Wenn man gerade keinen Steinofen zur Verfügung hat: Bei 220°C Umluft ca. 7–8 Minuten backen, bis die Oberfläche leicht Farbe annimmt. • Dazu serviert man luftgetrockneten Schinken und italienischen Aufschnitt oder auch einen schönen, nicht allzu reifen Pecorino (z. B. Pienza). Salat (z. B. Caprese) wenn erwünscht, Rotwein ist Pflicht. Gute Laune und angeregte Gespräche ebenfalls.



Schacciata zubereitet und fotografiert von Irene Pacini